MICHAEL-
JOHANNES
HAHN
HANNA
SPRINGT
Kurzgeschichte
LEUCHTSIGNAL

Auf den ersten Blick scheint Hanna alles zu haben, doch in Wahrheit ist sie zutiefst einsam. Als sie ihrem Leben die letzte Chance einräumt, sich grundlegend zu verändern, führt sie ein Besuch im Elternhaus an einen entscheidenden Punkt ihres jungen Lebens.

Während drinnen die Party des Sommers steigt, trifft Hanna draußen am nächtlichen See eine folgenschwere Entscheidung. Ganz auf sich allein gestellt, tritt die junge Frau eine Reise an, bei der es kein Zurück für sie gibt – und erlebt den Beginn einer ungewöhnlichen Freundschaft, die sie für immer verändert.

Emotional, ernüchternd, mitreißend – eine Geschichte über einen Menschen, der nichts mehr will, als die Welt zu verändern.

Michael-Johannes Hahn, geboren 1991, lebt und arbeitet im Gemeinschaftsprojekt PAN im Waldviertel, Österreich. Der selbständige Grafiker und Texter betrachtet sich und die Welt aus den Augen eines Gemeinschaftsmenschen – mit der Überzeugung, dass die Lösung immer im Miteinander liegt.

Mehr auf ***www.leuchtsignal.org***

MICHAEL-JOHANNES HAHN

HANNA SPRINGT

Kurzgeschichte

LEUCHTSIGNAL

© 2021 Michael-Johannes Hahn
TEXT, SATZ & UMSCHLAGGESTALTUNG: Michael-Johannes Hahn
VERLAG & DRUCK: tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg
Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung. Die Verwendung des Textes für nicht gewinnorientierte, private und karitative Zwecke ist ausdrücklich erwünscht und gestattet.

»Noch hast du nicht alles gegeben – also kannst du auch nicht sagen, dass alles verloren ist. Gib nicht auf, Hanna! Die Welt gehört den Mutigen.«

VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser!

Ich habe für ›Hanna springt‹ Feedback erhalten, wie es unterschiedlicher kaum sein könnte. Es ist unglaublich spannend, wie verschieden diese Geschichte aufgenommen und empfunden wird. Von einem bedrückenden Gefühl, über Unberührtheit bis hin zur Empfindung einer großen Dringlichkeit und echter Begeisterung ist alles dabei. Mir als Autor wurde dadurch (noch deutlicher) bewusst, dass Dir als Leser nicht immer klar ist, was für mich ganz selbstverständlich ist:

Hanna, die junge Protagonistin, hat sich eine Lebenshaltung zu eigen gemacht, die für manche sehr unintuitiv zu sein scheint: Hanna ist ultimativ nüchtern. Sie hat weder Angst vor unbequemen Wahrheiten, noch davor, mit welchen Konsequenzen sich diese auf ihr Leben auswirken. Im Gegenteil: Sie will immer unbedingt wissen, woran sie ist. Deshalb ist sie bis auf den einen oder anderen Selbstzweifel auch mit sich selbst gänzlich im Reinen.

Während Du vielleicht das Gefühl hast, dass Deine persönliche Veränderung ein stetiger Prozess ist, führt Hannas persönlicher Entwicklungsweg sie immer zu entscheidenden Punkten mit großer Tragweite für ihr Leben, die sie nur mit großem Kraftaufwand meistern kann. Denn nichts macht ihr so sehr zu schaffen, wie das Gefühl, im Stillstand festzustecken und diesen nicht durchbrechen zu können.

Nach vielen Anläufen und großen Veränderungen im Aufbau der Geschichte bin ich schließlich mit meinem Wunsch, Hanna und ihre Motivation für alle Leser unmissverständlich darzustellen, an meine Grenzen gestoßen. Deshalb habe ich entschieden, dass die Geschichte, wie Du sie jetzt vor Dir hast, ihre Endfassung erreicht hat – mit der ich persönlich sehr zufrieden bin.

Manches wird mir vielleicht erst in Zukunft besser zu beschreiben gelingen, aber das macht nichts… Immerhin hab ich ja Dich auf meiner Seite – und in Dir als Leser entscheidet sich, ob Du Hanna als einen Menschen erlebst, dessen Antrieb der erbitterte Kampf *gegen das Alte* oder die Begeisterung *für das Neue* ist.

Ein großes Danke fürs Lesen – und viel Freude dabei, Hanna kennenzulernen!

Michael-Johannes

HANNA SPRINGT

Neuneinhalb Jahre war es her, seit der Wohlstand über Hanna und ihre Familie hereingebrochen war, aus heiterem Himmel, mit einer Wahrscheinlichkeit von eins zu hundertzweiundzwanzig Millionen. Mama hatte das große Los gezogen. Buchstäblich. Der Jackpot war abartig groß gewesen und hatte den gemeinsamen Kontostand in einem einzigen Augenblick um mehrere Stellen vor dem Komma erweitert.

Anfangs hatten es nur Mama und Papa gewusst. Sie waren aufgekratzt gewesen, von einem Tag auf den anderen wie frisch verliebt und hatten wahnsinnig geheimnisvoll getan und tagelang von einem *›großen Glück‹* gesprochen, als wäre das irgendein rätselhaftes Codewort. Ein noch größeres Rätsel war Hanna und ihren älteren Brüdern der darauffolgende Ausbruch aus der Norm. Papa war von einem Meeting zum nächsten gefahren und hatte stundenlang telefoniert, ohne gestört werden zu wollen. Mama hatte statt Hannas Hausaufgaben zu studieren den Katalog des Reisebüros auswendig gelernt, mit dem Ergebnis, dass sie zu fünft zwei Wochen in Antalya verbrachten, wo sie meterlange Buffets plünderten, Sandburgen bauten und eine ganze Flasche Sonnencreme verbrauchten.

Daheim hatten Hannas Brüder teure Mopeds bekommen. Sich selbst hatte Papa ein Auto geschenkt, mit dem er Hanna herumkutschierte, während er darüber scherzte, wie die Leute schauten. Hannas Wunsch war ein Picknick mit Oma gewesen, doch Mama hatte nur

verschmitzt gelacht und stattdessen einen Tisch im teuersten Lokal der Stadt reserviert. ›Nobelpicknick‹ hatte sie das genannt. Beim Essen-Bestellen war Oma sehr still gewesen. Dann hatte der Blauburgunder gewirkt – und er hatte seit damals nicht mehr zu wirken aufgehört.

Jetzt, fast zehn Jahre nach dem großen Glück, lag Hanna bäuchlings am Ende des Stegs und blickte hinunter auf den nächtlichen See. Die Wasseroberfläche war so schwarz wie der Himmel, nur dass die Sterne sich auf ihr kräuselten. Oben im Haus war die Party in vollem Gang. Hanna hatte sich davongeschlichen, sobald sich niemand mehr für sie interessierte und dafür, dass die Party eigentlich ihr gewidmet war. Hier unten am Wasser war die Musik dumpfer. Nur die Bässe ließen die Nachtluft vibrieren, untermalten Rufe und schrilles Gelächter von Gästen.

Davon abgesehen war es still. Hanna starrte hinunter auf die glitzernde Oberfläche des Sees, wo ihr Spiegelbild im Takt winziger Wellen schaukelte und düster zu ihr hochblickte. Der Mond sah größer aus als sonst. Blass und trostlos. Einsam. Hanna konnte das nachfühlen, nüchtern betrachtet war das Weltall unendlich groß, was bedeutete, dass alles in ihm unendlich klein und unbedeutend war.

»Hallo Hanna«, sagte der Mond, laut und deutlich.

Hanna runzelte überrascht die Stirn. Sie hatte weder getrunken noch war sie verrückt, soweit sie das selbst diagnostizieren konnte.

»Du kannst nicht reden«, sagte sie deshalb zum Mond.

Wellen glitten durch sein Spiegelbild, feine silbern

tanzende Linien. »Ist es dir lieber, wenn ich es nicht tue?«, fragte er.

Hanna überlegte, dann zuckte sie mit den Schultern. Offensichtlich konnte der Mond doch reden. »Schon okay. Was ist los?«

»Du siehst traurig aus«, sagte der Mond.

»Ich bin nicht traurig«, sagte Hanna nüchtern. »Ich bin allein.« Sie lief nicht mehr davor weg. Viele Menschen begegneten ihr Tag für Tag und alle nahmen an, es könne ihr nur gut gehen in ihrer außergewöhnlichen Situation. Sie sahen nicht, wie sehr der Schein trügte: Sie interessierten sich für Hannas Umstände, aber keine einzige Menschenseele interessierte sich tatsächlich *für sie als Mensch*.

»Wir sind uns nicht unähnlich, du und ich«, sagte sie nachdenklich. »Wir sind einsam, umgeben von Leere und so gut wie tot.«

Der Mond schwieg für eine Weile. »Man kann nicht so gut wie tot sein«, sagte er irgendwann. »Entweder man ist tot oder man ist es nicht. Von hier oben siehst du recht lebendig aus.«

Hanna hob den Kopf und sah hoch zum echten Mond, der schräg über ihr schwebte, hunderttausende Kilometer weit weg. »Es gibt einen Unterschied zwischen *lebendig sein* und *lebendig sein*. Du verstehst das vielleicht nicht, aber ich bin tatsächlich so gut wie tot.«

»Wie tiefgründig.« Ein dünner Wolkenfaden kratzte am Rand des Mondes. »Aber egal, was du damit meinst, es ändert nichts daran, dass du existierst. Du bist. Das kannst du nicht abstreiten.«

Hanna betrachtete ihre Hand im Mondlicht. Sie bewegte die Finger – und sah ihnen zu, wie sie sich bewegten… Sie hatte schon viel darüber nachgedacht. Lebte sie? Lebte Papa, der tagein, tagaus mit Mama stritt, bei welcher Null das Bankkonto in zwei Teile geteilt werden sollte? Lebte Arnold in seiner Klinik, mit Medikamenten zugedröhnt, seit er sein Motorrad unter eine Leitplanke geklemmt hatte? Konnte man das ernsthaft Leben nennen, wenn Arthur feierte, als gäbe es kein Morgen?

»Das, was du nicht verstehst…«, sagte Hanna gedankenversunken, »…ist, dass nichts automatisch lebt, nur weil es existiert. So wie ein Glas nicht immer voll ist und eine Melodie nicht automatisch Musik. Existenz ist nur eine *Hülle*, verstehst du? Und Hülle braucht einen Inhalt, sonst ist sie tot.«

»Hmm.« Der Mond leuchtete vor sich hin. »Aber du bist ja da drin in deiner Hülle. Du *bist* der Inhalt.«

Hanna spürte, wie sie ärgerlich wurde, ganz leise, ganz tief in sich drin. Sie wartete. Die Emotion zog vorüber. Hanna zuckte mit den Schultern. »Das, was du *Inhalt* nennst – das ist selbst nur noch Hülle. Wir alle existieren vor uns hin, ohne Ziel, ohne Plan und das war's.«

Wieder schwieg der Mond für eine Weile. Er wirkte, als gäbe ihm das Gesagte zu denken. »In Ordnung«, sagte er schließlich. »Aber wenn du selbst auch nur Hülle bist – was ist dann überhaupt *Inhalt*?«

»Sinn!«, stieß Hanna heftig hervor. »Wenn es keinen Sinn ergibt, ist es egal, ob man existierst oder nicht!«

Sie senkte den Blick, starrte hinunter auf die schwar-

ze Wasseroberfläche. Oben johlten die Gäste, jemand zerbrach ein Glas. Es folgte kreischendes Lachen, vom Alkohol oktaviert.

Hanna war monatelang von daheim weggewesen. Jetzt war sie wieder hier an dem Ort, wo alles begonnen hatte: Ihr Anfang und ihr Ende. Sie war zurückgekehrt, ein letztes Mal, weil sie mit purer Willenskraft den letzten Funken Hoffnung am Leben erhalten hatte. Sie hätte es nicht tun sollen. Nichts würde jemals wieder so werden wie früher.

Hanna drückte sich hoch in eine kniende Position. Weiter drüben am Steg war ihr Ruderboot festgemacht. Sie hatte es mit Papa gestrichen, damals, vor dem ›großen Glück‹, als es noch mehr als nur *Hülle* in ihrem Leben gegeben hatte. Papa musste es rausgeholt haben, wohl aus Nostalgie, weil sie nach so langer Zeit wieder einmal da war. Hinter dem moosgrünen Holzboot wirkten die Motorboote ihrer Brüder wie Raumschiffe aus Star Wars. Hanna stand auf und ging hinüber. Ihre Tasche und ihr Handy ließ sie liegen.

Es plätscherte, als sie ins Boot stieg. Zwei Handgriffe und das Boot war losgemacht. Ein, zwei, drei Ruderschläge, und sie glitt hinaus auf den See.

»Du ruderst gut«, sagte der Mond.

Hanna nickte. »Mein Papa hat es mir beigebracht. Bevor wir aufgehört haben, Dinge selbst zu machen.« Bevor der unerwartete Reichtum Hannas Ruderboot in ein schäbiges Stück Holz verwandelt hatte, das nichts konnte, außer auf dem Wasser zu treiben.

Sie ruderte weiter, und jeder Ruderschlag verdrängte die Musik und das Gelächter ein bisschen mehr. Plötzlich fiel Hanna das Zirpen der Grillen auf, das leise vom Ufer herüberklang. Noch ein langer Ruderschlag, noch einer. Irgendwann blieb nur noch Stille über. Hanna holte die Ruder ein und ließ sich mit dem Boot treiben. Das Haus war nur noch ein Lichtpunkt im schwarzen Hang.

Hier draußen war alles klarer. Kein Lärm, der die Geräusche des Sees verschmutzte. Keine Lichter, die den Blick in den Himmel trübten. Rundum war alles leer. Unter Hanna ruhte fünfzig Meter tief das Wasser und über ihr wölbte sich der Raum.

Eine Gänsehaut überzog Hannas Arme. Der kühle Dunst des Sees prickelte auf ihrer Haut, frisch und feucht. Sie legte den Kopf in den Nacken und studierte den Mond. Er war mit Kratern übersät, das wusste sie, und die stammten von Kometen, die der unglaublich geringen Wahrscheinlichkeit zum Trotz auf ein Hindernis im unendlichen Raum gekracht waren.

»Das Universum expandiert«, rezitierte Hanna aus einer Vorlesung, die Jahre her war und ihren Blick auf die Welt stark verändert hatte. »Der Raum, in dem wir treiben, breitet sich aus. Immer weiter, unglaublich schnell, aber sein Inhalt bleibt der gleiche. Und alles, was jemals existiert hat, löst sich immer weiter auf und irgendwann hat jedes einzelne Teilchen eine Unendlichkeit für sich allein…«

Vereinsamung war Teil des Universums. Seit Hanna die Parallele entdeckt hatte, war sie ihr nicht mehr aus dem Kopf gegangen. »Bei uns Menschen ist es ge-

nau so«, sagte sie. »Ich habe das studiert. Wir sehnen uns nach Freundschaft und nach Herzlichkeit. So unterschiedlich wir sind, an diesem Punkt sind wir alle gleich. Wir sitzen am selben Tisch und spüren dieselbe Leere. Und trotzdem haben wir aufgehört, miteinander zu reden. Wir schauen einfach zu, wie wir voneinander wegtreiben und am Ende ist jeder allein.«

»Tu etwas dagegen«, sagte der Mond. »Halt es auf!«

Hanna schüttelte den Kopf. »Es lässt sich nicht aufhalten«, erklärte sie. »Ich habe es wirklich versucht.« Das stimmte. Sie hatte es versucht, auch wenn ihr rückblickend betrachtet klar war, dass es immer zum Scheitern verurteilt gewesen war. Weil das ›große Glück‹ schon nach kurzer Zeit damit begonnen hatte, alle zu vernichten, die ihm zu nahe kamen. Wie ein Lagerfeuer, das Motten in der Nacht verbrannte.

Damals hatte Hanna oft geweint. »Hör auf, Schatz«, hatte Papa dann gesagt und ihr belustigt die Tränen weggewischt, »es wird zwar nicht mehr so wie früher werden – aber schau nicht so, das ist wirklich gut! Es geht uns jetzt viel besser! Jetzt bist du in einer richtig guten Schule und wirst ein richtig kluges Mädchen werden. Du wirst ein ganz tolles Leben haben und es wird dir nie an etwas fehlen. Das ist großartig!«

Papa hatte das Geld von Anfang an gut investiert. Das große Glück hatte weiterhin gesprudelt und nie damit aufgehört. Hanna war erst langsam klar geworden, wie sehr es die festen Fundamente ihrer Welt unterspülte, indem es jeden veränderte, den es berührte. Selbst Jonas, den sie seit ihrem ersten Tag im Kindergarten ge-

kannt hatte, den sie lieben gelernt hatte und der sie besser gekannt hatte als jeder andere, war dem Glück nicht gewachsen gewesen. Er hatte immer mehr von Hanna gewollt und sie immer weniger von ihm – bis es nicht mehr tragbar gewesen war. Ihre Freundschaft war an einem Mittwochabend zwischen Heringsalat und Chips gestorben, Hanna im sachlichen Überlebensmodus, Jonas enttäuscht und verletzt.

Hanna kehrte zurück ins Jetzt. Die Wellen, die das Boot machte, ließen den Mond im Wasser tanzen. Sie hegte keinen Groll gegen das, was hinter ihr lag. Es war einfach so, wie es war. »Weißt du, was verrückt ist?«, sagte sie. »Dass wir vereinsamen, obwohl wir noch nie so gut vernetzt waren wie jetzt. Wir können jeden Ort auf unserem Planeten in kürzester Zeit erreichen, wir sind mehr Menschen, als je zur gleichen Zeit gelebt haben. Und trotzdem werden wir einander fremd. Wir liegen als Gesamtes im Sterben, als Menschheit, verstehst du? Ja klar – wir laufen herum und wirken lebendig. Aber es schaut besser aus, als es ist. Wir sterben von innen nach außen. Die Einsamkeit tötet uns, einen nach dem anderen und ich schau zu, wie wir zugrunde gehen. Mama und Papa wehren sich nicht mal dagegen. Sie werden immer hohler und sie sagen *immer noch* ›das große Glück‹ dazu.«

»Das ist traurig«, sagte der Mond leise. »Und was jetzt? Wie geht es weiter?«

Hanna zuckte mit den Achseln. »Es gibt kein Entkommen. Wir wollen nicht allein sein. Aber wichtiger ist uns, dass wir tun und lassen können, was auch immer

wir wollen und deshalb isolieren wir uns immer mehr. Wir sind süchtig nach Unabhängigkeit. Dabei existiert so ein Zustand in Echt nicht einmal, nur in unserer Fantasie. Und trotzdem sind wir Junkies und fliegen auf alles, was nur irgendwie nach unserer Vorstellung von Freiheit aussieht. Wir schaufeln an unserem eigenen Grab, solange wir uns dafür immer wieder einen Schuss verpassen können.«

Hanna rieb sich die Arme. Sie spürte förmlich, wie der See Kälte abstrahlte, die sich auf der Wasseroberfläche sammelte und sie einhüllte. Sie zog die Knie an und machte sich klein. In Kürze würde sie am ganzen Körper zittern.

Der Mond achtete nicht darauf. »Wie wird das enden«, fragte er nachdenklich. »Wo führt das alles hin?«

»Wir werden alle tot sein«, sagte Hanna sachlich. »Tote auf zwei Beinen, umgeben von vielem, aber gefüllt mit Leere. Zombies mit Sektgläsern in den Händen, die lachen und feiern und überzeugt davon sind, dass *das* Glück ist. Weil wir gar nicht mehr *fassen* können, was Glück überhaupt ist.«

»Aber stört dich das nicht?«, warf der Mond ein. »Schaust du nur zu? Oder tust du was dagegen?«

Hanna strich sich müde über das Gesicht. Sie war immer reizbar gewesen, eine Kämpfernatur. Aber auch das lag zurück. Sie machte keinen Hehl daraus: Auch sie selbst war hohl und leer geworden, als sie akzeptiert hatte, dass es Dinge gab, die größer waren als sie und die sich ihrem Einfluss entzogen.

»Ich tue nichts mehr dagegen«, sagte Hanna ehrlich.

»Das kann ich auch gar nicht. Niemand will, dass man sich in sein Leben einmischt – in seine Realität. Alle wollen voneinander frei sein und ganz allein bestimmen: *Meine* Lebensart, *meine* Persönlichkeit, *meine* Identität! Wir *wollen* isoliert sein, verstehst du? Und darum sind wir es auch – mit allen Konsequenzen für uns selbst und für alles, was wir berühren. Und wenn wir irgendwann dann ganz tot sind, dann haben wir auch alles andere mit uns ins Grab gerissen.«

Unweit von Hanna platschte es. Die Fische liebten das silberne Mondlicht. Das Geräusch breitete sich auf der Wasseroberfläche aus, bis es verebbte.

Hanna schloss die Augen, inhalierte die Stille. Die Unausweichlichkeit zu akzeptieren fiel nicht leicht, aber es war tröstlich.

»Stell dir unseren Planeten ohne Menschen vor.« Plötzlich musste sie lächeln. »Ungebändigte Natur! Eine Explosion der Artenvielfalt, eine lebendige Erde! Du könntest von dort oben herunterschauen und würdest echtes Leben finden – egal wohin du siehst!«

Es war ein kraftvoller Gedanke. Hanna hielt ihn fest, als sie die Augen wieder öffnete. Sie ließ zu, dass er sie durchdrang, hinuntersickerte bis in den letzten Winkel ihrer Seele. Sie stand auf, gefasst aber entschlossen, stieg hinauf auf die Ruderbank und balancierte dort mit ausgestreckten Armen. Was passiert war – was passieren würde… Es war ihr gleichgültig. Sie ging in Frieden.

»Wir sind am Ende«, schloss sie leise, aber bestimmt. »Wir haben uns selbst aus den Augen verloren und alle Grenzen gesprengt. Das ist traurig, aber es ist wahr.

Und wir werden nicht zu zerstören aufhören, bis es nichts mehr zu zerstören gibt.«

»Hanna«, sagte der Mond. »Ich…«

Hanna holte ein letztes Mal tief Luft und sprang. Der See war kalt wie ein Wintertag. Kein Wunder, er wurde von Gletschern gespeist. Hanna zitterte augenblicklich, ihre Lungen schrien, ihre Arme zuckten. Doch sie zwang sich, loszulassen, auszuatmen. Mit aller Kraft.

In ihr drin wurde es still. Zeitlosigkeit umfing sie. Während sie langsam abwärts trieb, sah sie sich selbst aus dritter Perspektive. Ihr war, als blicke sie hoch zu ihrer eigenen Silhouette, die im fahlen Mondlicht herabschwebte. Die heruntersank, neben einer Schneise aus Schatten, die das Ruderboot ins kristallklare Wasser warf. Während sie langsam abwärts trieb, sah Hanna hoch zum Mond. Er war milchweiß und er lächelte wissend. Alles war sonderbar, irgendwie. Unwirklich.

Hanna war schwerelos…

»Eine Frage habe ich noch«, sagte sie. »Kannst du wirklich reden? Oder bin ich verrückt?«

Der Mond strahlte. »Von uns beiden bist du die Verrückte«, sagte er sanft. »Ich bin es nicht, der glaubt, dass man Probleme mit Sterben löst.«

Urplötzlich hatte Hanna Angst. War zu sterben gar nicht der letzte Weg, der ihr blieb? Sie wollte Luft holen und schluckte Wasser.

»Aber es ist unlösbar!«, rief sie. Panik erfasste sie. »Unlösbar, siehst du das nicht? Wir sind nicht mehr zu retten! Wir! Sind! ALLE! TOT!«

»*Du* bist nicht tot!«, sagte der Mond. »Und wo *etwas* lebt, gibt es Hoffnung.«

Hanna weinte haltlos. Verzweiflung schüttelte sie, beutelte sie, warf sie hin und her. Sie war allein und das Wasser war eisig und ihr Körper krampfte und zuckte.

»Ich will nicht mehr kämpfen«, wisperte sie.

»Doch«, sagte der Mond und seine Stimme war voll Ehrfurcht. »Und das weißt du genau so gut wie ich.«

Hanna *wusste* es. Das Leben durchfuhr sie mit einem gewaltigen Schlag. Pure Energie flutete ihre Muskeln, rohe Kraft entlud sich, explodierte. Sie wollte leben!

Hanna schoß nach oben. In ihrem Gesichtsfeld zuckten Blitze, immer heller, das Boot über ihr drehte sich um alle Achsen, steuern war zwecklos, Hanna flog nach oben, unkontrolliert. Die Zeitlosigkeit implodierte, komprimierte alles zu einem einzigen Augenblick. Irgendwoher dröhnten Motorengeräusche, Hell und Dunkel flimmerten wie Wetterleuchten, doch das Boot…

…es war so weit weg.

Viel zu weit.

Papa saß am Bettrand. Er hielt Hannas Hand und sein Blick war zum ersten Mal seit Jahren klar. Ehrlich. Mama hatte den Was-hast-du-dir-dabei-nur-gedacht-Blick aufgesetzt, doch als Hanna sie ansah, schaute sie weg und weinte. Sie alle waren Wracks, seit Jahren schon. Jetzt war es sichtbar, gnadenlos unbeschönigt.

»Seht ihr es?«, röchelte Hanna. »Seht ihr jetzt endlich, was aus uns geworden ist?« Sie hustete. Es hörte sich schrecklich an.

»Keine Sorge«, sagte Papa tapfer. »Wir kriegen das hin. Wir haben die besten Ärzte, du kriegst die beste Unterstützung. Die besten Experten, die es gibt.«

»Wir tun alles, damit wir dich wieder fit kriegen«, sagte Mama und strich Hanna über die Stirn.

»Alles, ja?« Hanna wurde laut, obwohl ihre Lungen scheußlich brannten. »Dann geht weg und kommt erst wieder, wenn das Geld weg ist! Alles davon!« Ihr Kopf pochte wie verrückt, doch sie achtete nicht darauf. »Ich will, dass wir neu anfangen, bei Null! Ich will endlich wieder mit euch leben, statt stinkreich und tot zu sein!« Hannas Herzschlag rauschte in ihren Ohren, laut und wild. Ihr war, als blicke sie durch einen Tunnel, an dessen verschwommenem Ende Papa und Mama einen Blick wechselten.

»Keine Sorge, Schatz.« Mama strich ihr durch die Haare.

Papa lächelte verkrampft. »Wir kriegen das hin«, sagte er und drückte ihre Hand. »Wir kriegen das hin.«

HANNA KÄMPFT

Drei Jahre danach

Es war lange her seit jener Nacht, in der Hanna sich entschieden hatte zu leben. Damals hatte sich ihre gesamte Welt verändert. Sie war aufgetaucht – nicht nur aus dem See, auch aus dem Dämmerzustand, in dem sie antriebslos getrieben war. Wie knapp es gewesen war und dass sie Hilfe gehabt hatte, das zählte nicht. Was zählte, war einzig und allein, dass sie sich entschieden hatte. Das war der Wendepunkt gewesen.

Davor war ihre Familie ihr Heiligstes gewesen, ihr Lebensmittelpunkt, ihr Anker. Hanna hatte viel zu lang nicht sehen wollen, dass ihre Vorstellung davon, wie alles zu sein hatte, bloß eine Seifenblase gewesen war. Bunt und schillernd und in Wahrheit schon vor Jahren geplatzt. In jener Nacht draußen am See hatte sie bloß anerkannt, was längst Sache gewesen war. Deshalb war es für sie auch kein gewaltsamer Ruck gewesen, als sie sich aus ihrem Umfeld gelöst hatte. Ihre Normalität war genauso zerplatzt, leise, aber endgültig. Sie hatte einfach ihre Sachen in Ordnung gebracht und dann war sie gegangen. In der Zeit ihres Auszugs hatte Mama eisern geschwiegen. Sie hatte es nicht vertragen, als Hanna ihren Standpunkt klar gemacht hatte: Dass sie es verantwortungslos fand, wie Mama fortwährend kam und ging und sich nicht und nicht entschied, wo sie daheim war. Im Gegensatz zu ihr hatte Papa viel zu viel geredet. Er hatte zu verbinden versucht, was längst nicht mehr zu verbinden war, hatte abwechselnd gescherzt und

gelitten und das Gespräch mit Hanna gesucht. Natürlich hatte es nichts bewirkt, er hatte sich ja selbst nie entschieden, was er wirklich wollte. Bis zuletzt hatte Papa die Erkenntnis verweigert, dass sein krampfhafter Versuch, wirklich *alles* festzuhalten, der Realität nicht standhielt. Mit ihren Brüdern hatte Hanna kein Wort gewechselt. Arthur war wochenlang *irgendwo* gewesen, ohne bei ihren Anrufen ranzugehen. Arnold hatte zwar die Klinik endgültig verlassen und war heimgekommen, doch seine Wirbelsäule war nicht reparabel gewesen. Er war depressiv und wie auf Drogen im Rollstuhl gesessen, als sie sich bei ihm verabschiedet hatte. Arnold hatte ihr leid getan, aber nur ein bisschen. Er war ein Opfer des großen Glücks geworden, aber vor allem von sich selbst. Dann war die Tür hinter Hanna ins Schloss gefallen und all ihr Erlebtes war Geschichte geworden.

Hanna hatte nicht erst überlegen müssen, was sie tun würde. Sie hatte es ja schon gefunden – das eine Thema, für das sie ganz und gar brannte. Mehr noch; sie selbst hatte ihre Bestimmung gewählt.*Veränderung* – das sollte der *Inhalt* ihrer Existenz sein! Von da an gab es für Hanna nur noch zwei Wege: Veränderung oder Tod, Entwicklung oder Stillstand, *ganz* oder *gar nicht*. Mehr brauchte sie nicht.

Hungrig, sich selbst zu beweisen, wie ernst sie es meinte, stürzte sie sich ins Geschehen. Ihre erste Demo war eine gegen Rechts, doch es war nicht das Thema, das für sie zählte. Es war die gemeinsame Power, die sie erlebte – die Einheit von tausenden Menschen, die gemeinsam für Veränderung eintraten. Der Funke sprang

über. Er setzte Hanna lichterloh in Brand, denn egal wohin sie blickte: Die Scheinheiligkeit, die sie an sich selbst und in ihrer eigenen Familie bis ins Kleinste erlebt und studiert hatte – sie existierte überall. Sie lebte hier, in einem der reichsten Länder der Welt, doch wie bei Papa war es nicht das Geld, an dem es mangelte. Was fehlte, war schlichtweg der Wille zu handeln. Warum gab es keine Lobby für die Benachteiligten – für die Menschen, die tatsächlich eine brauchten? Warum durfte es überhaupt möglich sein, dass manche mit Nichtstun in wenigen Stunden mehr verdienten als andere, die jahrelang schwitzten und schufteten und sich Tag für Tag ausbrannten? Warum verstand niemand, dass hier die Klimakrise begann? Hier begann die Flüchtlingskrise, hier verwässerte die Politik echte Ideen zu nichtssagenden Floskeln!

All das regte Hanna nicht nur auf. Es machte sie wütend. Ihre Mischung aus Kampfgeist und scharfem Verstand katapultierte sie förmlich ins Rampenlicht. Sie scherte sich nicht darum, was andere sagten. Ihr war egal, wer sie mochte und wer nicht. Veränderung war ihr Banner und der Ruf nach der Wende ihre Fanfare. Sie organisierte Aktionen, sprach in Interviews Klartext, demonstrierte in erster Reihe und debattierte hinter verschlossenen Türen. Und sie bekam, was sie wollte: Sie wurde ernstgenommen. Es war berauschend, erschöpfend – erschütternd, wie langsam sich das alles bewegte – doch trotz aller Widrigkeiten hatte sie kein einziges Mal innegehalten.

Bis jetzt. Jetzt sah sie zurück und ihr war, als blicke sie

von den steilen Hängen eines Berges hinunter ins Tal, von wo aus sie aufgebrochen war. Sie war dort unten gewesen, damals, als sie gedacht hatte, nur zu sterben würde ihr Frieden bringen. Hanna fröstelte. Sie setzte sich ihr bewusst aus, der Kälte in ihren Erinnerungen. Sie musste wach sein in der kommenden Zeit. Denn auch wenn es sich diesmal anders anfühlte, es war unverkennbar: Die Wände rückten näher, die Lage spitzte sich zu. Hannas Leben stand erneut vor einem Wendepunkt.

Man hatte sie abholen lassen, in einem Luxuswagen mit eigenem Fahrer. Hanna saß hinten und starrte aus dem Fenster. Sie blendete die Lichter der Stadt aus, die Menschen, die zwischen ihnen umherirrten wie Motten. Hanna legte den Kopf an die Scheibe. Sie konnte den Mond sehen, trotz der flachen Sonnenstrahlen, welche noch die Spitzen der Gebäude erreichten.

»Hallo Hanna«, sagte der Mond und lächelte.

»Hallo Mond«, sagte Hanna und lächelte zurück. »Sag mir, warum fühlt sich das an wie der Weg zu meiner Hinrichtung?«

Der Mond überlegte. »Das kann ich nicht wissen«, sagte er. »Sag du's mir.«

Hanna dachte nach. »Ich habe Angst«, meinte sie schließlich. »Davor, dass sich herausstellt, dass ich am Gipfel meiner Möglichkeiten angekommen bin und nichts davon zählt. Davor, dass ich erkenne, dass tatsächlich alles, was ich tue, wertlos ist, weil es niemanden erreicht. Weil es nichts bewegt.«

»Noch hast du nicht alles gegeben«, sagte der Mond. »Also kannst du auch nicht sagen, dass alles verloren ist. Gib nicht auf, Hanna. Die Welt gehört den Mutigen.«

Hanna schloss die Augen. »Du hast leicht reden«, sagte sie. »Du bist tot und allein und schaust uns dabei zu, wie wir in die Wand rennen und glauben, wir könnten das überleben.«

»Ihr könnt es schaffen«, sagte der Mond. »Und dazu braucht es nicht viel, glaub mir.«

»Nicht viel?«, fragte Hanna. »Ist das wenig genug? Werden wir tun, was nötig ist? Manchmal frage ich mich, ob wir dazu überhaupt in der Lage sind. Uns zu verändern, meine ich. Wir vermeiden es, wann immer wir können. Um ehrlich zu sein: Ich glaube nicht, dass wir stark genug sind, um all die Mauern zu durchbrechen, die wir uns selbst errichtet haben.«

Der Mond lächelte. »Ich habe viel von dir gelernt, Hanna. Und seit ich dich kenne, zweifelst du an dir. Deshalb ist es mir wichtig, dass du jetzt einmal etwas von mir lernst.«

»Okay.« Hanna nickte.

»Du bist ein Mensch«, sagte der Mond feierlich. »Es gibt nichts, was dir zu groß ist. Ich bin tot und du lebst. Deshalb ist dir alles möglich und mir nichts.« Auf einmal klang er verzagt. »Deshalb bin ich nichts ohne dich.«

Der Wagen bremste ab, machte eine scharfe Rechtskurve und rollte eine Rampe hinunter. Es war soweit.

»Mir und alles möglich?« Hanna war nicht überzeugt. Sie seufzte, straffte sich. »Na gut«, sagte sie. »Lassen wir's darauf ankommen.«

Als Hanna von der Moderatorin angesagt wurde, nahm sie ihre Notizen, stieg die Stufen zum Podium hinauf und trat ans Rednerpult. Alle klatschten – ein Saal voller Menschen, die Außergewöhnlichem beizuwohnen glaubten, als wäre es Hannas Ziel gewesen, hier zu landen, anerkannt und gefeiert zu sein. In Wahrheit war ihr die Preisverleihung komplett egal. Hanna ließ ihren Blick über die Menschen im Publikum schweifen, die ihr zuhören und applaudieren würden, die sich anschließend zerstreuen würden, um heimzugehen in ihre Wohnungen – nur damit am nächsten Tag wieder einmal alles gleich sein würde wie am Tag zuvor. Plötzlich war Hanna übel. So machte das keinen Sinn! Sie musste *mehr* erreichen… Sie musste aufs Ganze gehen!

Während sie überlegte, was das für sie hieß, bemerkte sie, dass sie sich in Wahrheit längst entschieden hatte. Dass sie längst wusste, dass die Zeit gekommen war, keine Zweifel mehr zuzulassen. Ausgerechnet hier, in dieser Sekunde, änderte sich ihr Bild von der Welt, von sich selbst, von allem, was existierte… vollkommen.

Hanna blinzelte erstaunt, vor sich ein gespannt wartendes Publikum. Also gut. Sie legte ihre Notizen weg. Dann lassen wir's eben darauf ankommen.

»Eigentlich sollte ich nicht hier sein«, sagte sie nachdenklich ins Mikrofon. »Diese Veranstaltung ist ja eigentlich dafür gedacht, Menschen auszuzeichnen, die *tatsächlich* etwas verändern. Nicht solche wie mich, die sich bei all ihren Versuchen, etwas zu verändern, eine blutige Nase holen.« Hanna schmunzelte. »Ja, ich weiß; es wirkt so, als würde ich viel bewegen – oder zumindest so,

als würde ich für Bewegung sorgen. Aber das stimmt nicht. Ich trete auf der Stelle.«

Hanna machte eine Pause. Die Skurrilität des Augenblicks war mit Händen zu greifen. Sie hatte vorgehabt, sich zu bedanken – und jetzt sagte sie allen Ernstes, dass ihre Auszeichnung ein totaler Fehlgriff war. Ganz schön schräg. Sie schob den Gedanken zur Seite und fuhr fort: »Das hört sich jetzt vielleicht nicht gut an, aber egal. Wir sind nun einmal hier, also sollten wir auch Klartext reden. Was ich mache, hat nämlich tatsächlich keinen Effekt. Ja, es schaut gut aus und es ist laut und pompös und ambitioniert, aber es bringt nichts. Weil das, was ich sage, in Wahrheit niemand hören will! Ihr alle – ihr sitzt jetzt da und hört mir zu. Ja klar, so macht man das eben bei einer Preisverleihung. Aber würde ich jetzt nicht *zu euch* reden, sondern *mit euch* – ich wäre mir sicher, ihr würdet jetzt sagen: Nein, nein! Es ist wirklich wichtig, dass das gehört wird, was du zu sagen hast. Das, wofür du kämpfst und deine Stimme erhebst. Es ist uns wichtig, denen Gehör zu verschaffen, die über den Klimawandel reden und über die enorme Artenverarmung, die ein noch schlimmeres Problem für uns werden wird. Es ist wichtig, dass wir erfahren, dass bereits ein eigenes *Erdzeitalter* nach uns Menschen benannt wird, weil wir unseren Planeten in der Zeitpanne von nur einem Menschenleben in einem Ausmaß verändern, das noch in hunderttausenden Jahren erkennbar sein wird – wenn wir es geschafft haben, nicht nur uns selbst, sondern auch Millionen andere Lebewesen auszurotten. Es ist wichtig, dass wir darüber reden, dass

wir aufhören sollten, einander an die Gurgel zu gehen, wann immer wir darin einen Vorteil für uns sehen. Dass wir neue Werte brauchen, weil wir immer mehr vereinsamen in unserem digitalen Paradies.«

Hanna nickte ruhig, ließ ihren Blick über ihr Publikum schweifen.

»Ja. Es ist wichtig, dass wir darüber reden. Ich selbst rede jetzt seit drei Jahren von nichts anderem und das hat mich hierher geführt, um mir einen Preis abzuholen. Aber was mir auffällt – mehr als jedem anderen hier – ist, dass ich jeden Tag das Gleiche erzähle, immer und immer wieder. Hunderte Male dieselben Geschichten in anderem Gewand.

Ich habe lang gebraucht, um draufzukommen, was wir alle längst verstanden haben – was wir aber so gekonnt totschweigen, dass wir selbst davon überzeugt sind, es nicht zu wissen: *Dass wir es wissen*. Wir kennen alle Fakten. Auch die Tatsache, dass wir dem Untergang geweiht sind, wenn wir uns nicht *drastisch* und schnell verändern. Aber wir tun's trotzdem nicht. Wir kriegen es einfach nicht hin. Wisst ihr, warum? Weil uns der Klimawandel nicht mitten in der Nacht aus dem Bett läutet und uns mit einer grässlichen Fratze anbrüllt: Hallo, ich bin der Klimawandel und jetzt ermorde ich dich und deine Kinder! Wenn wir uns nicht vor Angst derart in die Hosen machen, dass wir alles tun würden, um zu überleben, dann mangelt es uns einfach an Motivation.«

Hanna grinste. Das alles war furchtbar tragisch, aber gleichzeitig auch unglaublich surreal. Ein Hauch von

Lachen waberte durch den Saal, doch niemand schien sich sicher zu sein, ob Hanna das jetzt ironisch gemeint hatte oder nicht. Deshalb fuhr sie fort:

»Wisst ihr, was ich mich frage? Wenn wir das nicht lustig finden, warum steht dann nicht jeden Tag auf allen Titelseiten aller Zeitungen, dass wir eine Wende brauchen? Warum werden nicht jeden Abend vor den Abendnachrichten nur zwei Minuten gesendet, in denen erklärt wird, was jeder Einzelne zur Veränderung beitragen kann? Warum ist das nicht unser gesellschaftliches Gesprächsthema Nummer eins? Weil es teuer ist? Weil es sich nicht organisieren lässt?

Nie im Leben! Nein, wir reden nicht darüber und hören viel zu wenig davon, weil wir das alles gar nicht so genau wissen *wollen*! Weil wir nichts noch mehr verabscheuen, als daran erinnert zu werden, dass wir moralische Versager sind, die Wasser predigen und Wein trinken. Und wenn jemand wie ich den Finger in die Wunde legt, dann trösten wir uns mit dem kleinstmöglichen Schritt. Wow, heute habe ich auf Palmöl verzichtet, wegen mir müssen morgen keine Orang-Utans sterben. Seht ihr? Wir haben uns ein System geschaffen, das uns dafür belohnt, dass wir Schmarotzer sind. Wir könnten längst alles im Griff haben, aber keine Machbarkeitsstudie der Welt bezieht mit ein, dass wir es gar nicht schaffen wollen! Naturschutz cool zu machen, ohne Taten folgen zu lassen, das ist wie einem Unfallopfer, dem die Rippen aus dem Brustkasten stehen, ein Pflaster draufzukleben! Es hilft nichts. Es macht es noch schlimmer! Wir fühlen uns nämlich gut dadurch, wir

sind ja nicht tatenlos rumgestanden. Unser Gewissen ist gerettet. Der Patient verblutet währenddessen. Wir, als Gesellschaft, wir sind derart veränderungsscheu, dass wir alles daran setzen, nichts zu tun! Zumindest darauf ist Verlass. Ich habe keinen Zweifel daran, dass wir *das* durchziehen werden.«

Hannas Rede hatte Fahrt aufgenommen. Endlich sagte sie, was sie immer schon hätte sagen sollen! Hier entlud sich, was sich in ihr aufgestaut hatte, seit das ›große Glück‹ vor so langer Zeit begonnen hatte, ihre Familie zu ersticken. Hanna war, als blinkten Warnsignale in ihr drin, rote Blitzlichter, die ›Stopp‹ schrien. Sie ignorierte sie. Mit ihrer ganzen Wucht preschte sie hinaus in ihr unbekanntes Terrain.

»Ich weiß, es klingt nicht schön«, sagte sie hart. »Aber wir meiden den Blick in den Spiegel nicht, weil er uns nicht interessiert, sondern weil wir ahnen, wie weit unser Verfall schon fortgeschritten ist! Zum Glück gibt es eine Lösung dafür! Jawohl, lasst uns den Spiegel zertrümmern. Die kleine Radikale da oben, die hat ja keine Ahnung vom Leben! Oder, viel besser noch: Lasst sie uns hochheben, die gesellschaftskritische Hanna, hoch auf unseren Thron, zu den Greta Thunbergs dieser Welt. Wow, wir sind geblendet vom Licht unserer Kritikfähigkeit! Wir reichen sie herum – machen sie zum Aushängeschild unserer Bescheidenheit, zum strahlenden Beispiel für Meinungsfreiheit und Demokratie. Morgen werden wir kollektiv vergessen, was sie heute sagt. Yes we can – gemeinsam können wir das ignorieren! Lasst uns lieber uns selbst feiern, wie fortschrittlich wir sind!

Es lebe der gesellschaftliche Diskurs, da schaut her, wir haben starke, kritische, weibliche Stimmen!«

Hanna funkelte böse. Sie hatte sich in Rage geredet, nicht gehässig, aber erbarmungslos. Ihr Blick streifte durchs Publikum, musterte einzelne Gesichter.

»Seht euch an! Euch, die ihr hier sitzt – ihr hört euch meine Rede an, als ob das *irgendjemanden* betreffen würde. Als ob ich über andere reden würde, aber nicht über euch! Wisst ihr, warum ihr das tut? Weil genau das unser einziges Konzept ist, mit Gesellschaftskritik umzugehen. Wir nehmen sie nicht persönlich!

Ich rede aber mit euch! Es betrifft jeden *ganz persönlich.* Sie in der ersten Reihe, ich weiß, ich habe Ihnen den Preis mit zu verdanken und Sie sind bereit, vieles zu geben. Aber *vieles* reicht einfach nicht! Es betrifft Sie persönlich, meine Damen und Herren Minister. Sie sind im Mercedes angereiste Lügner! Nicht den Menschen gegenüber – sich selbst gegenüber. Dort liegt Ihr Versagen!«

Weiter hinten wollte Klatschen aufkommen. Politiker ›Lügner‹ nennen – *das* fanden jetzt manche lustig. Hanna würgte den Applaus ab. Jetzt war sie wirklich wütend. »Wehe, ihr klatscht!«, rief sie laut. »Ihr seid genauso Lügner! Wir alle, die als Teile unserer Gesellschaft Veränderung herbeileugnen, wo keine ist! Wir, die Systemerhalter, die Empörten, die Unterdrückten, die Sozialhilfeempfänger – es genügt uns, ohnmächtig zu sein, dann sind nämlich andere schuld! Ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie – wir alle sitzen in der ersten Reihe fußfrei, sehen der Natur und unserer Erde beim Ster-

ben zu und tun so, als ob unser Konsens, das zu tun, es *besser* macht! Na gut, los! Weiter so! Lang lebe unser kollektiver Selbstbetrug!«

Hanna holte Luft, schüttelte ungläubig den Kopf. »Worauf wartet ihr?«, schrie sie ins Publikum. »Tanzt!« Sie warf die Arme in die Luft. »Auf, auf! Tanzt auf unserer Titanic! Tut euch ein Stück Eisberg ins Glas und stoßt an!«

Hannas Stimme brach, ihre Augen tränten, der Spott war grausam und beißend. Er hatte Löcher bekommen und jeder sah, was darunter lag: Ihre Verzweiflung.

»Tanzt!«, sagte sie rau ins Mikrofon, ein letztes Mal. »Wir sind ja nur im Begriff, abzusaufen!«

Sie schloss die Augen, als sie vom Rednerpult wegtrat und sich knapp verbeugte. Unten herrschte Betroffenheit. Es war eine hässliche Stille. Hanna machte einfach gar nichts. Sie stand da und die Stille dehnte sich ungefüllt aus, bis es schmerzte. Irgendwann hielt Hanna es nicht mehr aus und sie überwand sich zu lächeln. Als wäre all das nur Theater gewesen, ein Auftritt als junge wilde Aktivistin, die einfach nur schockieren wollte – als schlüpfe sie wieder aus einer Rolle, zurück in ihr echtes Ich. Kameras fingen ihr Lächeln ein. Beamer warfen es auf Leinwände. Erleichtertes Klatschen folgte, erst zögerlich, dann lauter werdend. Schließlich toste der Applaus und jedes Klatschen war ein Schlag in Hannas lächelndes Gesicht. Manche sprangen von den Sitzen auf, rissen ihre Hände in die Höhe und applaudierten hingebungsvoll mit glänzenden Augen. Andere sahen sich um, taten es ihnen nach, um dazuzugehören. Man-

che blieben sitzen und klatschten höflich, weil man das eben machte, wenn alle das so machten. In der dritten Reihe saß ein Mann mit weißem Bart und weinte.

Es folgten Fotos. Fotos mit Scheck. Fotos mit Blumen. Fotos beim Händeschütteln. Hanna floh, sobald es ging. Runter von der Bühne, raus aus dem Saal, raus aus dem Licht.

Der Balkon der Suite, die man Hanna zur Verfügung gestellt hatte, war mehr eine Art Terrasse, die ins Gebäude hineinging, sodass man sich gleichzeitig drinnen und draußen aufhielt. Eine meisterhafte architektonische Lüge, die Heimeligkeit ausstrahlte, in Wahrheit aber vor allem aus Stahlbeton und Unsummen von Geld bestand. Hanna ließ das Licht abgedreht. Sie kletterte aufs Balkongeländer, setzte sich und ließ die Füße baumeln. Tief unter ihr lag ein Gewirr aus gepflasterten Seitengassen, die im mitternächtlichen Laternenlicht fast schon an Spanien oder Italien erinnerten. Trotz der späten Stunde tummelten sich Einheimische und Touristen zwischen den bunten Fassaden. Oleander in Tontöpfen flankierte den Eingang einer Bar; überhaupt machte die Innenstadt auf mediterran. Vielleicht übte sie ja schon für den Klimawandel.

Hannas Gedanken schweiften zurück zu dem vorhin Erlebten. Die Preisverleihung kam ihr vor wie ein Fiebertraum. Sie hatte es getan. Tatsächlich, unumkehrbar, und gleichzeitig beschlich sie wieder einmal das be-

drückende Gefühl der Belanglosigkeit. Es würde nichts daraus entstehen, nichts von Wert. All ihr Erreichtes würde zerrinnen wie Sand zwischen ihren Fingern und die Menschheit würde genauso verloren sein wie zuvor.

»Ich bin stolz auf dich«, unterbrach der Mond Hannas Gedanken. Er hatte sich durch die Wolken gekämpft und leuchtete silbern und still. »Heute hast du tatsächlich alles gegeben.«

Hanna schaute zu ihm auf, überlegte, ob er Recht hatte. Sie nickte nachdenklich. »Das habe ich«, sagte sie. »Das habe ich wirklich.« Sie schaute hinunter. Knapp vierzig Meter, schätzte sie. Ein bisschen unter drei Sekunden und schon wäre ihr egal, was mit der Menschheit passiert. Nein, sie dachte nicht ernsthaft drüber nach. Nicht mehr.

»Warum tue ich mir das eigentlich an?«, fragte Hanna den Mond. »Warum bin ich bereit, alles zu geben, auch wenn es nicht reicht? Warum lasse ich nicht einfach zu, dass die Welt den Bach runtergeht? Es werden andere bewusste Lebensformen entstehen und sie werden unseren Platz einnehmen, ohne in der Sackgasse zu starten, in der wir hier zugrunde gehen.«

»Du bist ein störrisches Biest, Hanna«, sagte der Mond sanft. »Du weißt, warum du *alles* geben musst. Weil *fast alles* nie genug sein wird. Glaub mir, von hier aus habe ich einen besseren Überblick als du. Ich kann das Gesamte sehen. Ich sehe euch, eine Vielzahl Einzelner, und gemeinsam seid ihr ein zutiefst gespaltenes Kollektiv. Nicht gespalten in Völker, nicht getrennt durch Grenzen und Sprachen. Der Riss verläuft in euch

drin, durch jeden Einzelnen und zerteilt euch in zwei Teile. Jeden von euch.

Da ist der eine Teil, den du Menschheit nennst; er ist bereit für einen Hub. Menschheit ist das Wachsen selbst. Und da ist der andere Teil – der, den du Gesellschaft nennst; er wird sich nicht verändern. Er ist alt, er stirbt und es ist wichtig für dich zu begreifen, dass es notwendig ist, ihn sterben zu lassen. Das Alte kann sich nicht mehr aufrappeln, nicht mehr wandeln, und schon gar nicht sich selbst neu erfinden. Aus eurem Menschsein muss ein neues Denken hervorgehen, ein neues Handeln, eine neue Gemeinschaft. Verwandlung! Dann erst seid ihr in der Lage, zu überleben und in ein weiteres Zeitalter einzutreten.«

Hanna nickte müde. »Wir haben das schon besprochen. Du weißt, dass ich mich schon längst entschieden habe. Ich kämpfe dafür, was auch immer es mich kostet.« Sie zögerte. »Ich würde nur so gern wissen, ob es reicht.«

Der Mond lachte leise. »Natürlich reicht es«, sagte er. »Der Anfang ist der Anfang, ganz gleich wie groß er ist.«

Hanna lächelte. Sie malte sich aus zu springen, hinunter in die Gasse, immer schneller und schneller, nur um den Umkehrpunkt zu erreichen und zwischen den Häusern hochzufallen, hinein in den mondbeschienenen Nachthimmel.

»Ich vertraue dir!«, flüsterte der Mond. »Also gib nicht auf, Hanna! Bitte gib niemals auf.«

Papa lachte. »Ich bin so stolz auf dich, Hanna!« Sein Gesicht leuchtete wie früher, als Hanna noch klein gewesen war. »Du bist so mitreißend. Du hältst den Leuten den Spiegel vor, knallhart, und sie lieben dich dafür!« Die Videoübertragung ruckelte und der Ton kam, bevor Papa den Mund bewegte. Trotz der schlechten Verbindung war seine Begeisterung mehr als deutlich.

Hanna rümpfte die Nase. »Sie lieben mich *nicht* dafür, Papa. Niemand liebt es, den Spiegel vorgehalten zu bekommen. Du nicht, ich nicht, und auch sonst keiner.« Sie zuckte mit den Schultern. »Egal. Ich mache das ja nicht, weil es toll ist, sondern weil wir es bitter nötig haben.«

Papa strahlte. »*Ich* liebe dich dafür, mein Mädchen!«

Hanna holte aus, um zu antworten, doch sie überlegte es sich anders. Es war schlimm mitanzusehen, aber Papa glaubte tatsächlich, was er sagte. Sie schüttelte den Kopf. »Tust du nicht«, sagte sie ruhig. »Du liebst es, dass ich *anderen* den Spiegel vorhalte, Papa. Nicht dir.«

Papa runzelte die Stirn. »Klar tue ich das. Es schmerzt manchmal, aber ich nehme mir zu Herzen, was du sagst. Ich habe mich total verändert, egal, ob du mir das glaubst oder nicht. Ich mache jetzt wirklich viele gute Dinge mit dem Geld.«

Hanna atmete tief durch, wehrte das nur allzu bekannte Gefühl ab, ewig im Kreis zu rennen, sondern blieb ruhig und klar. »Ich kenne dich besser als irgendjemand sonst, Papa«, sagte sie. »Und deshalb weiß ich, dass du dich in Wahrheit so gut wie gar nicht verändert hast. Klar tust du viele gute Dinge mit dem Geld.

Aber mit so viel Geld ist das richtig leicht. Du kaufst dir ein gutes Gewissen und kommst dabei nicht mal ins Schwitzen. Wenn du wirklich feststellen willst, ob du dich verändert hast, musst du dorthin schauen, wo dir Dinge *schwer* fallen. Und glaub mir, dort bist du immer noch der Gleiche.«

Papa war sichtlich unzufrieden. Jetzt kam der Teil, in dem er sich beschwerte, garantiert. Wie jedes Mal.

»Ich kaufe mir kein gutes Gewissen, Hanna.« Die Enttäuschung in Papas Stimme war nicht zu überhören. »Das ist nicht fair! Ich hänge mich wirklich rein, obwohl ich das nicht tun müsste. Ich mache das alles, weil ich etwas Gutes bewirken will! Auch wenn du mir das absprichst.«

Hanna schüttelte den Kopf. »Du lebst in einem Luftschloss, Papa! Das ganze Gute, das du tust, ist doch nur deine Rechtfertigung dafür, deinen Sicherheitspolster immer griffbereit zu haben. Du *könntest* soviel mehr damit machen, Papa. Ich schwöre dir – wenn die Zeiten nicht so rosig wären, dann wär dein ganzes Gutes-Tun mit einem Schlag vorbei und das Einzige, was dich in deiner Angst beschäftigen würde, wär die Größe deines Schwimmreifens. Und der ist nunmal dein Kontostand.«

Papa sagte nichts. Hanna zog eine Grimasse. »Siehst du?«, sagte sie. »Wie wenig du mich dafür liebst, dass ich dir den Spiegel vorhalte? Du bist *ver*-liebt, Papa – du liebst nicht, was ich bin, sondern wie du dir mich vorstellst.«

Papa strich sich über die Stirn, massierte seine Schlä-

fen. Er schüttelte abermals den Kopf. »Ich liebe dich, Hanna. Und es ist mir wichtig – wirklich wichtig, dass wir uns verstehen.«

»Ist es nicht«, sagte Hanna nüchtern. »Zumindest nicht wichtig genug, um dich ernsthaft mit dem zu beschäftigen, was ich dir sagen will. Weil du trotzdem nicht über deinen Schatten springst.«

So wie damals, als sie nach ihrem Auftauchen aus dem See für sich selbst die ultimative Konsequenz gezogen hatte und ihre Eltern nicht. Es war zum Haareraufen. Dieses Gespräch hatte schon so oft stattgefunden, gefühlte hundertmal mit dem gleichen Ergebnis. Hanna atmete ruhig, zwang sich, es auch diesmal zu Ende zu führen. Sie gab sich einen Ruck und sah Papa in die Augen, so gut es eben ging.

»Sei doch einfach ehrlich zu dir! Und dann gib dir einen Ruck und lass endlich die Angst los, dass du etwas zu verlieren hast! Alles, was dir gehört – das dient dir ja schon lange nicht mehr, sondern nur noch du ihm! Ruf mich an, wenn das Geld weg ist, Papa. Bis es soweit ist, kannst du gern machen, was du willst…« Sie zögerte, doch es musste sein:

»…Aber ohne mich.«

Am anderen Ende der Welt sank Papa in seinen Sessel, blass wie ein Toter. Es tat so weh, ihn so zu sehen – so weh!

Hanna lächelte. »Mach's gut, Papa. Ich hab dich lieb.«

Papa betrachtete sie stumm.

Hanna beendete die Verbindung, starrte auf den leeren Bildschirm und wollte weinen. Es dauerte lang, bis

die Tränen kamen, diesmal, doch es tat gut, sie laufen zu lassen. Weinen war befreiend, wusch die Gewohnheit weg und ließ Klarheit zurück.

Wir haben die Wende verschlafen, Papa. Wenn wir uns nicht selbst alles abverlangen, wird unser Leben das tun. Das gilt für dich und mich und alle anderen Menschen dieser Welt.

HANNA SPRINGT!

Ein Jahr danach

Hanna lehnte mit dem Rücken an einem der Stahlträger, die V-förmig das Glasdach über dem Bahnsteig stützten. Dort, wo sie das Metall berührte, sickerte die Herbstkälte durch ihre Jacke und erzeugte einen kalten Fleck zwischen ihren Schulterblättern, der sich langsam ausbreitete. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, blickte hinauf in das Gemisch aus Nebel und Wolken, das auf der Stadt lag und die Geräusche dämpfte. Hanna konnte es immer noch nicht glauben. Sie hatte die Ziellinie erreicht. Sie war tatsächlich angekommen: Der nächste Zug würde sie mitnehmen in ein neues Leben.

»Siehst du«, sagte der Mond hinter den Wolken. »Am Ende war es doch gar nicht so schwer.«

Hanna lächelte. Es stimmte. Rückblickend war es leichter gewesen, als es sich angefühlt hatte.

Schritte näherten sich, Räder von Trolleys kratzten über den Boden, irgendjemand telefonierte aufgebracht. In Hanna war es still. Dann riss sie die Vertrautheit einer Stimme aus den Gedanken. Direkt vor ihr.

»Wow, Hanna! Echt jetzt?«

Sie blinzelte. Vor ihr stand ein Mann mit struppigem Bart, braungebrannt und muskelbepackt, mit einem olivgrünen Rucksack, den er lässig auf nur einem Schulterriemen trug, obwohl er seinen Kopf überragte. Arthur. Sein überraschter Blick verwandelte sich zu einem breiten Grinsen.

»Hey, Bruder…«, Hanna lächelte sanft, »…wieder da?«

Arthur ließ den Rucksack zu Boden gleiten, überwand die Distanz mit einem Satz und umarmte Hanna heftig. Eine Welle der Vertrautheit riss sie von den Füßen, auch wenn es gefühlt Ewigkeiten her war, seit sie einander zuletzt gesehen hatten.

Arthur strahlte. »Gerade noch rechtzeitig angekommen«, sagte er, als sie sich löste. »Bist du auch unterwegs zur Demo? Wir können gemeinsam hinfahren!«

Hanna schaute verwirrt. Sie hatte gar nicht mitbekommen, dass eine Demo angesagt war. Davon einmal abgesehen; wie kam Arthur darauf, sie würde hinfahren? Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich fahr zu keiner Demo. Ich mach sowas nicht mehr. Das weißt du doch, oder?«

Jetzt war es Arthur, der verwirrt schaute. Er hatte es wohl tatsächlich nicht mitbekommen.

»Wie ist das bitte an dir vorbeigegangen?«, fragte Hanna. »Hanna steigt aus – das ist doch überall genüsslich breitgetreten worden. Das war kein Scherz, ich bin wirklich komplett ausgestiegen. Das Kapitel ›Hanna verbessert die Welt‹ ist zu Ende. Aber das war letztes Jahr, Arthur! Wo warst du bitte?«

Arthur ging nicht auf ihre Frage ein. Erst einmal schien er sortieren zu müssen, was sie gesagt hatte. »Nein, nein.« Er winkte ab, schüttelte entschieden den Kopf. »Hanna, du kannst mir ja vieles erzählen, aber das nicht. Ich kenne dich zu gut. Jeder hört irgendwann zu kämpfen auf – aber du nicht. Du hast eine Revolution angezettelt! Nur weil du das so intensiv durchgezogen hast, hat es mich überhaupt erreicht, dass wir eine Ver-

änderung brauchen. Und was bitte soll aussteigen heißen? Was machst du jetzt? Du wirst ja nicht einfach so *gar nichts* mehr machen!« Arthur unterbrach sich und schaute entschuldigend. »Sorry, wo ich unterwegs war, warst du nicht in den Nachrichten.«

Hanna nickte. Seltsam. Es war Jahre her, seit sie Arthur das letzte Mal getroffen hatte, und das war auch nur flüchtig gewesen. Damals hatte er ihr zum ersten Mal zugehört, seit sie von daheim weggegangen war. Trotzdem war ihr, als hätten sie einander erst gestern gesehen. Als griffen sie ein Gespräch vom Vortag wieder auf, um es weiterzuführen. Schon spannend, wie das Zeitgefühl schwand, je intensiver man lebte.

»Ich wollte das alles nicht mehr«, sagte sie.« Das Demonstrieren, das Auf-die-Barrikaden-gehen und Die-Stimme-Erheben. Ich hab das wirklich lang gemacht, aber es hat alles nichts gebracht. Gar nichts, außer einer einzigen Sache: Dass ich kapiert habe, dass es nichts bringt.«

Arthur runzelte die Stirn. »Wovon redest du bitte? Das, was du alles gemacht hast, soll nichts gebracht haben? Schau dir mal die Bewegung an, die du initiiert hast. Das hab ich noch mitbekommen: Da marschieren zig tausend Leute! Und davon auch viele wie ich, solche, die vor dir nie darüber nachgedacht haben, ihr Leben einem guten Zweck zu verschreiben!« Er betrachtete sie verständnislos. »Wenn das nichts bewegt hat, was dann? Du hast wirklich was ins Rollen gebracht, Hanna. Und auch wenn es schon eine Weile her ist: So wie ich dich kenne, bist du ganz und gar nicht raus, du machst maximal eine Pause. Oder du hast ein As im Ärmel.«

Hanna atmete tief durch und schaute über Arthurs Kopf hinaus ins Herbstgrau. »Vielleicht«, räumte sie ein. »Vielleicht hat es ja was verändert.« Sie seufzte, wandte sich wieder ihrem Bruder zu. »Aber eben nicht genug. Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit und wir haben ihn so gut wie verloren, verstehst du? Mit diesen winzigen Schritten kommen wir zwar vorwärts, aber wir werden nicht mal einen Bruchteil der Strecke schaffen, die wir bräuchten.«

Sie straffte sich. Kleine Schritte reichten nicht mehr. Die Schonzeit war vorbei und die Zeit für die großen Schritte war da. »Du hast gesagt, wir brauchen eine gesellschaftliche Veränderung, ja?«, fragte sie.

Arthur nickte. »Ich hab mir das alles angesehen. Deshalb war ich unterwegs, das weißt du ja. Ich hab gesehen, wie alle kämpfen. Wir Menschen – untereinander und mit uns selbst. Wie der Reichtum uns alle korrumpiert, sogar die, die selbst fast gar nichts haben. Es ist genau wie du gesagt hast, damals… Du weißt schon…«

Ja, damals. Nachdem er sie im Mondlicht aus dem eiskalten See gefischt hatte. Damals, als sie geglaubt hatte, zu sterben wäre der einzige Weg, der ihr noch blieb. Das schien so viele Jahre her. Jahrmillionen, wenn sie verglich, wie sehr sie sich seit damals verändert hatte.

Auch Arthur schien sich verändert zu haben. Er wirkte ernster und um so vieles reifer als früher. Hanna fragte sich, wie das kam, doch ein Blick auf die Tafel, welche die Ankunftszeit des nächsten Zuges ankündigte, zeigte nur noch 2 Minuten. Sie entschied sich deshalb für eine Frage, die die Zukunft betraf. Nach vorne zu

schauen war immer besser, wenn die Zeit knapp war. »Und jetzt?«, fragte sie. »Was hast du vor?«

Arthurs Augen blitzten. »Ich werde die Welt verändern! Ihr meinen Stempel aufdrücken, genau wie du!« Er grinste, breit und wild, über jeden Zweifel erhaben, als wäre das eine längst festgeschriebene Tatsache. Hindernisse existierten für Arhur nicht. Wenn er einen Weg brauchte, wo es keinen gab, dann machte er ihn sich eben selbst. Hierin schien er sich kein bisschen geändert zu haben.

Urplötzlich fühlte Hanna sich gespalten. Es tat gut, ihren Bruder so voller Energie zu sehen. Und sie wollte ja lächeln, ihn in seinem Bemühen bestärken. Doch so sehr sie sich auch mit ihm freuen wollte – es klappte nicht so richtig. Sie sah nämlich, was Arthur nicht sah: Er würde gegen die Wand rennen. Gegen eine, die stärker war als er. Er würde es wieder und wieder tun, so lange, bis er von selbst verstehen würde, dass es nichts brachte. Es hatte keinen Zweck, ihm das zu sagen. Hanna hatte es schon hunderten erklärt, ohne damit etwas zu bewirken. Das war hart, aber sie hatte gelernt, damit zu leben. Dann war also auch Arthur einer auf der langen Liste jener Menschen, die selbst scheitern mussten, um es zu verstehen. Es war abzusehen gewesen. Sie hoffte nur, dass er nicht so lang dafür brauchte, wie sie selbst gebraucht hatte – nicht so lange, wie all die anderen brauchten, die es immer noch nicht kapierten.

Hanna fiel auf, dass ihr wieder einmal übel war. Sie hasste es, etwas zu verstehen, das niemand sonst verstand. Eigentlich war es zum Schreien. Zum Verweifeln.

Zum Weinen. Doch sie weinte nicht mehr darüber, es brachte nichts.

Arthur bemerkte Hannas Spalt nicht. »Keine Sorge«, sagte er beschwingt, »ich weiß, du bist nicht einfach nur auf Demos rumgestanden. Du hast deine volle Kraft in die Sache investiert – dir alles abverlangt! Genau dafür bin ich heimgekommen. Echt jetzt! – Ich werd alles tun, was nötig ist, um einen Unterschied zu machen.«

Hanna nickte, doch sie hatte nur halb zugehört. In Gedanken war sie bereits in ihrem Zug, der sich weiter vorne näherte und langsam in das Bahnhofsgelände einfuhr. »Das ist meiner«, sagte sie und holte sich zurück ins Jetzt. »Kann ich dir noch irgendwie helfen?«

Arthur folgte ihrem Blick. Er wirkte irritiert, auf einmal schien er es eilig zu haben. »Ich hab ein Problem, aber keine Lösung: Ich weiß jetzt, dass wir einen Wandel baruchen! Und ich will jetzt meinen Teil beitragen, wirklich! Nur wo soll ich anfangen, wo macht es am meisten Sinn? Wo soll ich den Hebel ansetzen und kann so richtig was bewegen?« Er betrachtete seine Schwester mit funkelnden Augen. »Du weißt besser als alle anderen, was das heißt! Also wie würdest du es an meiner Stelle angehen, die Welt zu verändern?«

»Gar nicht.« Hanna schüttelte genervt den Kopf. »Ich bin ja nicht aus etwas ausgestiegen, das kaum einen Effekt hat, nur um mich wieder reinzustürzen.«

Arthur verstand es nicht. Offensichtlich glaubte er immer noch, sie hätte sich nur vorübergehend zurückgezogen und würde eine Pause machen. Er hatte sie nicht annähernd so gut durchschaut wie sie ihn.

Ihr Bruder hob besänftigend die Hände. »Alles klar, schon okay«, meinte er – nur um erneut nachzuhaken: »Aber hast du ein Thema für mich? Irgendetwas?«

Wenn Arthur wusste, was er wollte, konnte er richtig nerven. Klar fielen Hanna tausend Sachen ein, die er machen konnte. Aber so hart das auch klang – die Wale zu retten, Demos gegen Rassismus zu organisieren oder die Erderwärmung zu stoppen reichte einfach nicht mehr. Die Zeit für die großen Schritte war da.

Sie schüttelte den Kopf, griff nach ihrem Rucksack, der hinter ihr an dem Stahlträger lehnte.

»Okay, okay!« Arthur trat einen Schritt zurück, doch sein Widerwille war mehr als deutlich. »Aber wir bleiben in Kontakt, ja? Und wenn dir etwas einfällt…«

»Nein, Arthur!«, unterbrach ihn Hanna streng. »Wenn du nicht die richtigen Fragen stellst, wirst du gar nichts erreichen. Am wenigsten, die Welt zu verändern.« Hinter Arthur rauschte der Zug ein. Die Bremsen des Zuges quietschten und zischten, fauchten bösartig und brachten den Zug zum Stehen.

Arthur war aufgebracht. »Aber wenn deiner Meinung nach nichts etwas bringt – was kann ich dann überhaupt beitragen?«

Hannas Grinsen traf ihn unerwartet. Das war jetzt eine richtige Frage. Sie schulterte ihren Rucksack. »Es gibt ein Sprichwort, das nimm dir zu Herzen. Wenn du die Welt verändern willst…« Sie sprach nicht weiter, sondern sah Arthur nur erwartungsvoll an und schlug ihm freundschaftlich auf die Brust.

»…musst du zuerst dich selbst verändern«, leierte Ar-

thur den Rest des Satzes herunter. Er verzog das Gesicht. »Weiß ich, kenn ich. Tausend mal gehört.« Die Zugtüren gingen auf und spuckten Menschen auf den Bahnsteig, die Richtung Ausgang flossen.

Hanna lachte. Als Kämpferin für das Gute, die lauthals sagte, was Sache war, war sie ihm lieber gewesen. ›Zweiundfünfzig Kalendersprüche, die dein Leben verändern‹, das brauchte er nicht.

Jetzt grinste Hanna über das ganze Gesicht. »Tausendmal gehört, ja? Und wie oft umgesetzt?«

Arthur fiel nichts Geistreiches ein. Hanna nahm es ihm nicht übel. Es war wirklich schön gewesen, ihn zu treffen. Er würde sich schon durchkämpfen, darauf war Verlass. Und dann? Dann würden sie gemeinsam durchstarten. Zum Abschied klopfte sie ihm auf die Schulter. »Machs gut, Bruder!« Sie drängte sich zwischen den Leuten bis zur Zugtür durch und stieg ein.

Drinnen nahm Hanna einen tiefen Atemzug. Als der Zug Fahrt aufnahm, war sie auf dem Weg in ein neues Leben.

Im Waggon war es ruhig. Nur wenige Leute waren da, lasen, hörten Musik, führten leise Gespräche. Hanna wählte einen Sitzplatz mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und stellte ihren Rucksack auf den Sitz gegenüber. Sie drehte sich zum Fenster, als sie sich setzte und blickte durch die Scheibe nach draußen. Die vorbeiziehende Landschaft wirkte vertraut. Leiser Regen hatte einge-

setzt, benetzte das Glas mit feinen Spritzern. In den vergangenen Wochen hatte der Herbst begonnen, die letzten sommerlichen Farben der Landschaft mit erdigen Tönen zu ersetzen. Die Natur als Gesamtes wirkte müde und verbraucht, obwohl sich bereits eine neue, winterliche Frische abzeichnete. Dort draußen spiegelte sich Hannas Wahrnehmung von sich selbst. Auch sie fühlte sich müde und gleichzeitig rastlos – wie jedes Mal, wenn sie sich für einen neuen großen Schritt entschied, die Folgen ihrer Entscheidung aber noch nicht sichtbar waren. Alles war so schnell gegangen, seit sie den Entschluss gefasst hatte, ihr Leben gänzlich neu auszurichten. Sie war nicht nervös deswegen, aber sie war aufgeregt. Weil sie endlich am Ende ihres Rätsels angekommen war, weil sie die Lösung gefunden hatte! Ganz anders als erwartet – und noch hatte sie keine Ahnung, was das bewirken würde. Aber sie würde es tun: Jetzt würde sie tatsächlich *alles* verändern, was in ihrer Macht stand. Und wenn sie es genau betrachtete, dann hatte sie schon längst damit begonnen.

Ein Rascheln ließ Hanna zusammenzucken. Sie hatte nicht bemerkt, dass sich jemand genähert hatte. Erschrocken sah sie sich um. Am Sitzplatz gegenüber saß Arthur und grinste von von einem Ohr bis zum anderen.

»Hoppla!«, sagte er schelmisch. »Hab den falschen Zug erwischt. Wow, also mit dir hab ich jetzt nicht gerechnet!«

Hanna musste lachen. Sie fand das lustig und tragisch zugleich. »Du bist echt unverbesserlich«, sagte sie.

Arthur lachte begeistert. »Ja, ich weiß. Auch ich muss

damit leben. Dafür bekomm' ich aber, was ich will – Antworten nämlich.« Er biss von einem halb ausgepackten Müsliriegel ab. Das war das Rascheln gewesen. »Gute Müsliriegel, übrigens. Wirklich.« Er hielt ihr einen hin.

Hanna schmunzelte und nahm den Snack. Es war einer von der Sorte, die sie sich immer kaufte. Wenn sie später in ihrem Rucksack nachsehen würde, würden ihr zwei fehlen, soviel war sicher. »Was gibt's?«, fragte sie. »Und wehe, du fragst mich noch einmal, was du meiner Meinung nach tun sollst!«

»Also ich darf doch bitten!« Arthur rollte theatralisch mit den Augen. »Wie denkst du denn von mir? Nein – echt jetzt…« Er wurde ernst. »Das, was du vorhin gesagt hast, das verstehe ich nicht. Du willst, dass ich nicht die gleichen Fehler mache wie du?«

Hanna streckte sich. »Es gibt keine Fehler«, sagte sie gelassen. »Ich versuche nur, dir meine Umwege zu ersparen, das ist alles.«

Arthur nickte. »Super. Danke. Das ist nett von dir – aber ich verstehe noch immer nicht, was mit dir los ist. Als ich weggefahren bin, hast du gekämpft auf Teufel-komm-raus. Dann war ich unterwegs. Ich hab mir selbst ein Bild von dem gemacht, was du so oft gesagt hast: Wie verlogen unser System läuft und dass es so vielen gar nicht um die Lösung unserer Probleme geht, sondern nur darum, selbst gut dazustehen und ungestört vor sich hin leben zu können. Ich war ja selbst auch so! Aber jetzt will ich Teil der Lösung sein, verstehst du? Du hast Recht: Wir brauchen eine Veränderung – und zwar jetzt!«

Arthur machte eine Pause. Sein Blick verfinsterte sich. »…Dann komme ich heim, voll Entschlossenheit… Endlich weiß ich, womit ich meinem Leben einen Sinn geben kann! Und ausgerechnet du sagst mir, du kämpfst nicht mehr? Du gibst auf und lässt es bleiben?«

Hanna verdrehte die Augen. »Entspann dich, Arthur! Für dich schaut das vielleicht so aus. Aber nur deshalb, weil du nicht das große Ganze siehst! Ich versteh dich, ich hab das ja auch selbst viel zu lange nicht erkannt. Weil ich es nicht und nicht wahrhaben wollte, genau wie du! Und trotzdem ist es so: Das einzige nennenswerte Ergebnis aus meinem Kampf für Veränderung ist das Wissen, dass sie nicht eintreten wird. Wir, die Gesellschaft, wir werden so richtig einfahren. Ja, das klingt jetzt heftig und total pessimistisch, aber es ist nunmal so: Das gesellschaftliche Leben, wie du es jetzt kennst, hat ein Ablaufdatum. Und kein technischer Fortschritt, keine Demonstrationen und keine neuen Gesetze werden etwas daran ändern.«

Arthur schien nicht ganz deuten zu können, was sie meinte, doch er wollte es wissen. »Erklär das, bitte!«, sagte er.

Hanna überlegte. Mittlerweile lagen die Zusammenhänge für sie so klar auf der Hand, dass sie kaum noch nachvollziehen konnte, wenn jemand *nicht* sehen konnte, was Sache war.

»Die Art und Weise, wie wir leben, hat sich erschöpft«, sagte sie langsam. »Sie ist so gut wie tot. Du, ich, er dort drüben mit den Kopfhörern, die Schaffnerin, der Lokführer – wir alle sind Teile einer großen

Maschinerie. Teile unseres gesellschaftlichen Systems. Und das funktioniert nach genau einem Prinzip: ›Das Schwache ausbeuten und das Starke damit füttern‹. Wenn du das durchschaut hast, siehst du es überall: In der Wirtschaft, in der Politik, in unserem Miteinander… ›Ausbeutung und Umverteilung‹ zieht sich als roter Faden durch unser gesamtes Dasein.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Aber das ist nicht bloß *Teil* unserer Lebensweise. Das *ist* unsere Lebensweise, verstehst du? So funktionieren wir als Menschheit auf diesem Planeten, so gehen wir miteinander um und mit allem, was uns umgibt!«

Arthur neigte den Kopf. Es war deutlich, dass ihm das zu hart erschien. »Ich weiß nicht, Hanna…«, sagte er. »Du hast ja recht, das ist sicher an vielen Stellen so. Deshalb müssen wir ja aktiv werden, Bewusstsein schaffen, weitermachen! Aber es tut sich auch unglaublich viel, vor allem dank Menschen wie dir! Black Lives Matter! Wir haben einen international bindenden Klimavertrag! Gleichberechtigung ist kein Fremdwort mehr! Das Blatt wendet sich, Hanna. Wir müssen den Schwung nutzen!«

Energisch schüttelte Hanna den Kopf. Ihr war, als erzähle sie einem Blinden von den Farben. »Das hab ich alles mitbekommen, Arthur. Und nein – ich will das in keiner Weise schmälern. Aber auch, wenn du das nicht gern hörst: Das, was sich da alles tut, ist nichts weiter als Ergebniskosmetik. Es ist ja gut, dass sich etwas tut. Nur ist das, wofür wir uns da feiern, nicht mal ansatzweise genug, damit wir die Kurve kriegen. Weil unsere Grundhaltung das Problem ist! Zähl alle Probleme auf,

die wir haben; jedes einzelne davon ist nichts weiter als ein Symptom – eine Folge unserer *Lebensweise*, die sich ändern muss!«

Ihr Blick bohrte sich in den ihres Bruders. Es war so wichtig, dass er verstand, worum es ging! Tat er es nicht, war jeder Kilometer, den er machte, ein leerer Kilometer. Hanna kannte jeden Stolperstein der Sackgasse, in die abzubiegen sich Arthur in den Kopf gesetzt hatte.

»Ich verstehe dich«, fuhr sie mit Nachdruck fort. »Wirklich! Aber ich kann dir das aus Erfahrung sagen: Das Demonstrieren und Kämpfen und Verhandeln, das füllt nur eine Zeit lang deine Leere. Es gibt dir das Gefühl, eine Bestimmung zu haben. Bis du draufkommst, dass es nichts bringt, das Deck von einem Schiff zu schrubben, dem wir Tag für Tag Bretter aus dem Kiel reißen! Wir sinken, weil wir uns chronisch selbst am nächsten sind, statt eine Mannschaft zu bilden. Wir spielen ›jeder gegen jeden‹ und sind alle miteinander mehr Täter als Opfer. Auch du, Arthur, ganz egal, was du von dir glaubst!«

Hanna bemerkte, dass die Schaffnerin den Waggon betreten hatte und ihr vom Ende des Ganges einen verärgerten Blick zuwarf. Hanna nickte ihr zu und senkte ihre Lautstärke. »Wir werden uns nicht verändern, Arthur.«, sagte sie leise, aber mit Nachdruck. »Nicht, bevor es zu spät ist! Und deshalb ist es jetzt schon zu spät.«

Arthur wollte antworten, doch die Schaffnerin, die die Fahrscheinkontrolle durchführte, war bereits bei

ihnen angekommen. Für Hanna war augenblicklich klar, dass Arthur keine Sekunde lang über die Folgen seines plötzlichen Zustiegs nachgedacht hatte – wobei sie auch bezweifelte, dass er für seine eigentlich geplante Route ein Ticket gelöst hatte. Was solche Banalitäten betraf, hatte Arthur eindeutig die Erdung verloren, seit Geld für ihn keine Rolle mehr gespielt hatte. Jetzt versuchte er, die Situation zu überspielen. Das war komisch anzusehen, da die Schaffnerin weder für seinen Charme noch für seine Geschichten empfänglich zu sein schien. Als sie sich der zusätzlichen Bürokratie widmete, ihm die Fahrtkosten zu verrechnen, wirkte sie, als wäre sie innerlich soeben um Jahre gealtert.

»Ich versteh' ja, was du meinst, Hanna.« Arthur nahm den Gesprächsfaden wieder auf, noch während sich die Kontrolleurin umdrehte, um woanders weiterzumachen. »Wir schwimmen in Reichtümern, weil wir auf Beutezug sind…« Er steckte seine Geldbörse wieder weg. »…An der Natur und an den anderen Menschen. An den Kindern, die in Bangladesh unsere Unterhosen nähen.« Er kniff die Augen zusammen. »Was ich aber nicht verstehe, das bist du! Wenn wir nicht versuchen, einen Unterschied zu machen, dann haben wir jetzt schon verloren!«

Ungeduld brodelte in Hanna wie Lava in den Tiefen eines Vulkans. All diese Wiederholungen gingen ihr so auf die Nerven! »Du bist wie Papa!«, knurrte sie. »Du hörst mir einfach nicht zu! Das System zu verändern kannst du vergessen! Ich hab das schon tausend Mal versucht. Es noch einmal zu versuchen, macht keinen

Unterschied! Das System ist nichts weiter als ein Spiegelbild unserer kollektiven Haltung, wann kapierst du das endlich? Wir sind das System. DU bist es. Und es wird niemals fair sein, solange jeder nur auf sich schaut!«

Hannas Augen blitzten. »Schau sie dir an, die Gesellschaft! Schau Papa und Mama an! Schau dich selbst an! Ihr könnt es euch nicht nur leisten, die Konsequenzen eures Handelns auszublenden, ihr tut es mit einer Selbstverständlichkeit, die mich in den Wahnsinn treiben könnte. Zur Gewissensberuhigung die Welt aufzubessern bringt nichts! Weil es nichts daran ändert, dass ihr mit dieser Haltung nur wieder Teil des nächsten Problems sein werdet! Sogar in eurem Weltveränderungsdrang geht es euch nur um euch selbst!«

Arthurs Stimmung war mit jedem erhitzten Satz merklich gesunken. Mit offener Kritik konfrontiert, folgte er seinem ureigenen und uralten Muster: Er tat, als ginge ihn das alles nichts an, lehnte sich zurück und gab sich unberührt. Hanna hatte ihn eindeutig empfindlich getroffen.

»Wow«, sagte Arthur trocken. »Du hast dich wirklich sehr verändert! Und was jetzt? Legst du die Hände in den Schoß und wartest auf die Apokalypse?« Er schnaubte. »Ist es dir jetzt egal, ob wir scheitern?«

»Nein!«, sagte Hanna frostig. »Aber *woran* wir scheitern, das ist mir egal! Im Endergebnis macht es keinen Unterschied, ob wir atomwaffenfrei den Bach runtergegangen sind, mit nur 1,5°C Klimaerwärmung oder ob wir dabei korrekt gegendert haben!«

Sie hielt inne, hob beschwichtigend die Hände. »Wie auch immer. Du wolltest wissen, was ich mir denke. Jetzt weißt du's.«

Ende der Durchsage. Hanna nahm einen tiefen Atemzug und sammelte sich wieder. Das war ja jetzt ganz schön schnell eskaliert.

Es war still. Arthur schwieg und machte gar nichts. Er saß einfach nur da, ohne erkennbare Emotion und Hanna hatte keine Ahnung, was in ihm vorging. Es war ihr auch gleich. Das war jetzt seine Sache, nicht ihre – nicht mehr. Sie schlüpfte aus ihren Schuhen, zog die Knie an und aß den Müsliriegel, den sie das ganze Gespräch über in der Hand gehalten hatte. Dann rollte sie sich auf ihrem Sitz zusammen, so gut es eben ging, und wartete. Langsam verstrich die Zeit.

»Und du, Hanna?«, sagte Arthur eine halbe Ewigkeit später, vorsichtig bemüht. »Was machst du jetzt, wenn eh alles umsonst ist?« Er deutete zum Fenster. »Fährst du einfach nur herum und genießt das Ende der Welt?«

Hanna zuckte mit den Achseln. »Ja klar…«, sagte sie unbekümmert. »…Ich schau mir noch ein paar Spezies an, bevor sie sterben. Reise herum, solange es noch geht und mache ein bisschen Party… Wir Menschen werden uns in den nächsten Jahrhunderten höchstwahrscheinlich selbst auslöschen, sagen sie. Als Spezies, Arthur, kannst du dir das vorstellen? Selbst wenn das nicht passiert und wir daran vorbeischrammen, wird das keine schöne Zeit! Macht doch mehr Spaß, mit einem Knall abzutreten, oder?«

Arthur lachte trocken. Langsam kehrte Leben in ihn zurück. Früher hatte es Wochen gedauert, bis er nach solchen Auseinandersetzungen wieder gesprächsbereit gewesen war. Jetzt war seine Fassade der Unberührtheit kaum mehr als eine Gewohnheit. Denn er hatte Feuer gefangen – und wenn er es nicht erstickte, dann würde es auch für ihn kein Zurück mehr geben.

»Lass das, Hanna!«, sagte er. »Den Mist kannst du jedem erzählen, aber nicht mir! Zumindest dafür kenn ich dich gut genug, egal, wie sehr du dich verändert hast. Ich kauf dir keine Sekunde lang ab, dass du schlapp machst.«

Hanna lächelte. Einen Moment lang fühlte sich alles wieder etwas leichter an. »Danke!«, sagte sie. Es kam von Herzen.

»Weißt du, Arthur – ich finde es wirklich gut, dass du einen Unterschied machen willst! Aber du braucht einen neuen Ansatz dafür! Wir stecken nämlich bis zum Hals in Problemen, die sich nicht wegdemonstrieren lassen! Das von uns gemachte Artensterben ist verheerend. Umweltschutz wird zwar langsam ein Gesprächsthema, ist aber unglaublich weit weg davon, Teil unseres Lebens zu sein. Wir könnten unseren Überfluss beschränken und unsere Lebensmittel sinnvoll verteilen, aber stattdessen verwandeln wir die Ackerböden in braune Wüsten. Wir vernichten unsere eigene Ernährungsgrundlage, bis keine Substanz mehr da sein wird, die wir aufbrauchen können. Sollen wir dann für Fruchtbarkeit demonstrieren? Wie lange wird es gut gehen, wenn wir alles, was lebt, nach Kräften ausquetschen und es uns

egal ist, in welche natürlichen Kreisläufe wir dabei hineinpfuschen, solange wir unseren kurzfristigen Vorteil haben? Wir hören ja nicht einmal damit auf, wenn uns Krankheiten und Seuchen als Lawinen einholen, die wir selber losgetreten haben! Jetzt stürzen wir uns mit dem Kopf voran in die technologische Abhängigkeit. Endlich sind unserem Selbstverwirklichungsdrang keine Grenzen mehr gesetzt! Das ist *next level* – jetzt optimieren und automatisieren wir alles, was wir in die Finger kriegen. Künstliche Intelligenz ist der Eckpfeiler des neuen Wettrüstens. Du kannst nicht wegdemonstrieren, dass wir in einer Welt leben, in der Abermilliarden in die Forschung fließen, wie wir einander am effizientesten umbringen können – aber dafür mit ruhigem Gewissen, weil unsere Killerdrohnen jetzt Algorithmen zur ethischen Entscheidungsfindung befolgen! Das klingt absurd, ich weiß. Aber ich denk mir das nicht aus! Das alles passiert jetzt, während wir reden, in diesem Moment, auch wenn es absolut kurzsichtig und dumm ist! Technischer Fortschritt trifft geistige Todeszone – ich kann mir kein Szenario vorstellen, wo uns das nicht auf den Kopf fällt! Und das ist genauso wie alles davor gerade mal der Anfang der langen Liste unserer Probleme.«

»Hör auf, Hanna, bitte!«, brach es aus Arhur hervor. Jeder ihrer Sätze hatte sein Gerechtigkeistfeuer wie Benzin auflodern lassen. »Ich weiß selber, dass die Liste so weitergeht! Aber das ist es ja! Wenn wir uns nicht dagegen auflehnen und uns zutrauen, das geradezubiegen, wer macht es dann?«

Hanna schluckte den Frust hinunter. Einen flüchtigen

Moment lang bewunderte sie sich selbst für ihre Geduld. All das aufzuzählen, machte ihr keine Freude. Doch das Bekämpfen von Problemen war maximal eine Übergangslösung und nie und nimmer ein zukunftsfähiges Konzept. Das einzusehen war wichtig für Arthur.

Keine Wissenschaft, keine Milliardeninvestitionen, keine Gesetze der Welt und keine noch so großartigen Innovationen konnten ein System retten, in dem Macht in jedem Maßstab missbraucht wurde. Und es gab kein wirksames Mittel gegen die Scheinheiligkeit, mit der das alles auch noch für persönliche Zwecke instrumentalisiert und als Fortschritt vermarktet wurde.

Arthur wirkte, als wolle er mit bloßen Händen sämtliche Ungerechtigkeit der Welt in Fetzen reißen.

»Entschuldige«, sagte sie und strich sich über die Stirn. »Aber es hilft nicht viel, gegen die Köpfe der Hydra zu kämpfen. Ich weiß, das ist schwer zu verdauen. Aber verstehst du, dass wir fix verlieren, wenn wir nur die Symptome bekämpfen, während der Patient immer kranker wird? Es gibt nur einen Weg, der uns heil in die Zukunft bringt!«, sagte sie mit Nachdruck. »Wir müssen es *persönlich* machen! Die Ursache, die all unseren Problemen zu Grunde liegt, liegt nun mal in uns drin und nicht irgendwo außerhalb. Und das ist die Tatsache, dass wir zwar Menschen sind, aber uns schlicht und einfach nicht menschenwürdig verhalten!«

Hanna warf einen Blick aus dem Fenster, wo das Tageslicht begonnen hatte, langsam zu schwinden. Sie überraschte sich selbst, als sie verschmitzt lächelte. »Vielleicht sollten wir wirklich einen draufmachen,

du und ich. Das In-die-Wand-Krachen ist schon längst in vollem Gang. Es kapiert nur keiner, weil wir nicht mehr in Generationen denken, sondern nur noch bis zur nächsten Kaffeepause.«

»Doch«, sagte Arthur, mühsam beherrscht. Seine Stimme vibrierte. »*Ich* habs kapiert.« Er ballte die Faust. »Wir müssen das Problem an der Wurzel packen. Nicht die Symptome bekämpfen, sondern die Ursache! In Ordnung, Hanna! – Aber jetzt sag mir, was das heißt!«

Hanna beugte sich vor und fasste ihren Bruder eindringlich ins Auge. Was jetzt kam, war entscheidend. »Okay, Arthur«, sagte sie. »Dann stell dir das Gegenteil von dem vor, was heute normal ist.« Ihre kreisende Handbewegung schloss die Menschen im Waggon mit ein, den gesamten Zug, die Städte, durch die er fuhr, einfach alles. »Stell dir unsere Normalität vor. Uns Menschen – mit nur einer einzigen Veränderung: Ohne unseren kollektiven Egoismus. Alles wäre anders. *Wirklich alles*! Wir Menschen wären einander Freunde, egal ob wir den anderen kennen würden oder nicht. Unser gemeinsames Ideal wäre, zu den bestmöglichen Menschen zu werden, die wir sein könnten. Wir könnten unsere Position auf dieser Erde neu definieren – indem wir Verantwortung übernehmen und das Leben in allem anerkennen: In den Tieren und Pflanzen, sogar in den Dingen…«

Sie klopfte neben sich auf den Sitz. Es staubte. In ihr breitete sich das Gefühl einer heilen Welt aus. Greifbar. Real. Arthur betrachtete sie aufmerksam, als sie fort-

fuhr: »Und jetzt stell dir vor, wir behandeln dieses Leben mit Verantwortungsbewusstsein und Freude. Mit Solidarität und Respekt. Nicht, weil wir müssen. Einfach so! Weil wir es wollen… Verstehst du, Arthur? Wir, die Menschheit – wir könnten uns neu erfinden!«

Hanna atmete tief ein und aus. Sie konnte es spüren. Die *riesige* Antwort, die in alldem lag. Die Lösung aller Probleme! Direkt vor den Augen aller Menschen. Lächelnd betrachtete sie Arthur.

»Siehst du es auch – das unvorstellbare Potential, das *einfach da ist*, wenn wir nur über unsere eigene Unvorstellbarkeit hinauswachsen? Es würde nie wieder Streit geben, keinen Kampf mehr, keinen Krieg! Keinen Selbstbetrug, keine Ausbeutung, keine Gier. Keine negativen Folgen von eigennützigem Handeln. *Keine einzige!* Wir könnten im Paradies leben, wenn wir das wollten!«

Kurz hatte Arthur gelächelt. Jetzt wirkte er traurig. »Klingt schön«, sagte er. »Ich meine, ja klar, natürlich wäre das wunderschön! Aber wie um alles in der Welt sollen wir dorthin kommen?«

Hanna lehnte sich wieder zurück, zog eine Augenbraue hoch. »Das hab ich doch schon gesagt, Arthur. Indem wir unseren Egoismus besiegen. Indem wir nicht mehr aus Eigennutz handeln, sondern aus echter Liebe.«

»Grundsätzlich?« Arthur neigte den Kopf. Er wirkte skeptisch. »Ohne Ausnahme?«

»Immer!«, bestätigte Hanna. »In jedem Augenblick.«

Arthur strich sich müde über das Gesicht. »Klar«, sagte er. »Theoretisch ist das möglich. Und ich gebe dir

recht: Wenn uns das gelingen würde, dann wäre es tatsächlich die Lösung all unserer Probleme…«

»Aber?«, fragte Hanna fordernd.

Arthur entging der Unterton in ihrer Stimme. »Praktisch gesehen ist das ein Ding der Unmöglichkeit.«

Er verzog das Gesicht. »Tut mir echt leid, Hanna, aber so realistisch muss man einfach sein.«

Hanna merkte, wie sich ein Sturm in ihrem Inneren zusammenbraute, der unglaublich rasch an Intensität gewann. Arthur bemerkte es nicht. »Bei aller Liebe«, sagte er nüchtern. »Das klingt wirklich schön, aber es ist eine Utopie.«

Mehr brauchte es nicht. In Hanna drin brach der Sturm los, tobte und wütete mit selten dagewesener Heftigkeit. Also war wieder einmal sie die Traumtänzerin! Nicht die anderen, die glaubten, alles könne so weitergehen. Sie, die einzige Erwachsene weit und breit – ausgerechnet sie sollte die sein, die nicht auf dem Boden stand und die Luftschlösser baute! WARUM KAPIERTE NIEMAND, DASS SIE ES ERNST MEINTE? Die Sekunden verstrichen in Stille. Hanna war stinksauer. Auf sich selbst! Sie war so. Eine. Verdammte. Idiotin!

Arthur blinzelte planlos. »Was ist los?«

»Ich versuche schon wieder zu erklären, was niemand kapieren will!«, rief Hanna laut. Ihr war egal, wer das hörte. »*Das* ist los! Auch du willst es nicht hören, Arthur! Das ist kein Traum! Es ist die EINZIGE Lösung!«

Arthur hielt die Luft an und warf einen Rundumblick in den Waggon. Niemand nahm von ihnen Notiz. Er

wandte sich wieder Hanna zu. Eine Zeit lang schaute er sie einfach nur still an. Irgendwann seufzte er leise. »Wir sind Milliarden Menschen, das ist nunmal so. Wir denken Denkmuster, die aus unseren Instinkten kommen: Wettbewerb, überleben, jeder gegen jeden. Die Welt läuft, wie sie läuft, weil wir sind, wie wir sind… Es liegt in unserer Natur. Auch ich handle egoistisch. Und auch du! Niemand kann seinen Egoismus auf Null stellen.«

Hanna begegnete Arthurs Blick mit ihrem ganzen Ernst. »Ich schon«, sagte sie. »Und ich werde es beweisen.«

Arthur betrachtete sie eingehend, schien tatsächlich in Erwägung zu ziehen, dass sie genau das machen würde. Er zuckte mit den Schultern. »Dann bist du eben eine Anomalie.«

Klatsch. Arthurs Antwort traf Hanna, als hätte er ihre Seele geohrfeigt. Es traf sie tief – so viel tiefer, als sie geglaubt hätte, noch verletzbar zu sein. Jetzt war Arthur der Orkan, der durch ihre Innenwelt fegte, ihre Überzeugung bröckeln ließ, ihren Glauben niederriss. Sie hatte alles auf diese eine Karte gesetzt. Niemand glaubte es? Dann würde sie eben *beweisen*, dass es möglich war. Die Ausreden hinwegfegen – beweisen, dass die Wende machbar war! Arthurs nüchterne Realität war ein Keulenschlag, der Hanna zu Boden schickte. Es war endgültig. Nichts würde jemals reichen, auch wenn sie alles gab. Selbst der klarste Beweis war wertlos, wenn er ignoriert wurde. Sie konnte nichts erzwingen. Kein Umdenken, nicht einmal ein Nachdenken. *Gar nichts*. Sie zuckte mit den Schultern, wie Arthur es getan hatte. Sie war nichts weiter als eine Anomalie.

»Das ist doch verrückt«, keuchte Hanna. »Wir gehen sehenden Auges in unseren Untergang. Das macht doch keinen Sinn!«

Etwas zerbrach in ihr. Sie spürte es, physisch. Die letzte große Vorstellung einer Hanna, die sie einmal gewesen war und nie wieder sein würde.

»Alles okay?«, fragte Arthur besorgt. »War ich das?«

Hanna war schwindelig. »Schon okay,« sagte sie langsam. Ihr Kopf schmerzte. »Mach das, worin du die Lösung siehst. Geh und bekämpfe die Symptome. Das ist mehr als nur in Ordnung. Viel zu wenige Menschen machen das. Geh demonstrieren. Mach dich stark für eine Welt ohne Plastikmüll, ohne Korruption, ohne Überfischung und Massentierhaltung und das Absaufenlassen von Menschen auf der Flucht.«

»Und du?«, fragte Arthur, zum letzten Mal.

Hanna antwortete nicht. Stattdessen zog sie ihre Schuhe an. Sie stand auf, beugte sich zu ihm hinunter und drückte ihn. »Machs gut, Bruder.« Sie griff nach ihrem Rucksack.

Arthur setzte zu einer weiteren Frage an, doch Hanna schüttelte den Kopf. Und dieses eine Mal sagte er nichts.

Sie ging und ließ ihn sitzen. Arthur musste sich erleben, sich entdecken und sich entscheiden und dafür brauchte er Zeit… Die war schon knapp bemessen, aber noch gab es sie.

Hanna starrte durch die Scheiben der Zugtür, die im schwindenden Tageslicht immer mehr das Innenleben des Zuges widerspiegelten. Unter ihr rumpelten die Schienen. Tack-tack. Tack-tack. Tack-tack. Das Fluchtwegschild flimmerte grün und kalt-weiß. Draußen zogen Bäume vorbei, Wiesen und Felder, die sich weiter hinten in nebeliges Einheitsgrau auflösten. In Wahrheit war alles schon längst entschieden. Die Ära des egoistischen Menschen neigte sich dem Ende zu, aber sie würde nicht enden, bis sie brach. Sie würde vieles mit sich reißen, wenn sie starb. Und sie, Hanna, würde eine der Letzten gewesen sein, die in jener Zeit gelebt hatten, in der die Chance auf eine heile Welt noch existiert hatte.

Hanna starrte in den Nebel. Dort draußen war er irgendwo: Der Mond – auch wenn Hanna längst wusste, dass er auch in ihr drin war. »Ich kann mein Versprechen nicht halten«, sagte sie leise. »Es tut mir leid.«

»Dein Versprechen?«, fragte der Mond.

»Dass ich es schaffe. Dass ich alles gebe und tatsächlich einen Unterschied mache.«

»Das tust du«, sagte der Mond sanft. »Und das weißt du auch. Also lass den Schmerz endlich los. Es ist nicht deiner. Es ist der Schmerz der Welt. Du hast den größten Unterschied gemacht, der dir möglich war. Du hast *dich selbst* völlig verändert.«

»Und was hat das gebracht?«, rief Hanna, in einem Ausbruch von Trotz.

»Du lebst endlich ganz. Du bist nicht mehr tot! Zieh weiter, Hanna! Und jetzt schau hinaus und sag mir, was du siehst.«

Widerspenstig trat Hanna näher an die Scheibe heran. Sie schirmte mit den Händen das Licht des Waggons ab und blickte ganz bewusst nach draußen. »Ich sehe einen Abschnitt der endet«, sagte sie schließlich. »Und jetzt kommt der Winter.«

»Und?«, bohrte der Mond nach.

»Was und?«, fragte Hanna.

»Und danach!«, rief der Mond ungeduldig. »Der Frühling, Hanna! Denkst du immer noch, du bist hier, um dem Alten beim Sterben zuzusehen?«

Nein. Hanna wusste es – wieder einmal. Mittlerweile war ihr das Gefühl großer Momente vertraut. Dieser war einer davon: Auf einmal war alles anders. Und würde für immer anders sein.

»Nein«, sagte sie. Die Luft um sie herum schien zu knistern, Gänsehaut überzog ihre Arme, ein Schauer lief ihr über den Rücken. »Ich bin hier, damit das Neue beginnt.«

»Nicht du – ihr seid dafür da!«, rief der Mond erregt. »Ihr – die Menschen, die neu werden wollen! Ihr seid das Neue! Alleine hast du keine Chance.«

»Richtig.« Hanna sah zu, wie sich der letzte Puzzlestein ihres Lebensplans einfügte und alles verband. Sie erlebte nicht das Ende ihrer Ära.

Sie erlebte ihren Beginn.

EPILOG

Ich kam zu spät. Nur ein bisschen, und ich wusste, dass Hanna das nichts ausmachen würde. Unangenehm war es mir trotzdem. Als ich vorfuhr, ging sie im Schein der Straßenlaternen vor dem Bahnhofsgebäude auf und ab. Wie peinlich. Ich ließ das Fenster auf der Beifahrerseite hinunter, winkte und rief ihr zu, während ich das Auto blinkend zur Gehsteigkante rollen ließ: »Hallo, Hanna! Ich bin da, spring rein!«

Hanna schaute auf, bemerkte mich, nickte. Ohne Hast nahm sie die paar Schritte bis zum Auto, öffnete den Kofferraum und verstaute ihren Rucksack. Als sie vorne einstieg, lächelte sie, auch wenn sie etwas mitgenommen wirkte. »Vielen Dank fürs Abholen.« Sie runzelte die Stirn, als sie meinen Blick bemerkte und kam mir zuvor, bevor ich überhaupt etwas gesagt hatte. »Mir gehts gut, alles in Ordnung.«

Hanna konnte besorgte Blicke nicht leiden.

Ich beschloss, ihr Zeit zu geben um aufzutauen. Sie brauchte sowieso nie lange, um zur Sache zu kommen. »Cool, dass du da bist«, sagte ich einfach und fuhr los. »Die andern freuen sich auch schon. Sehr.«

»Es gibt ein Empfangskomitee?«, fragte sie und brachte es gerade noch hin, dass es *fast nicht* vorwurfsvoll klang.

»Definitiv.« Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Hanna ergab sich schweigend ihrem Schicksal.

»Weißt du, was mich beschäftigt?«, sagte sie aus dem Dunklen, ein paar Kilometer später.

Ich warf ihr einen Blick zu. »Was?«

»Kann man seinen Egoismus ganz auf Null stellen? Also nicht auslöschen – aber in ein Maß bringen, das wirklich in Ordnung ist?«

»Kann man«, sagte ich. »Gemeinsam ist das machbar.«

Hanna überlegte. »Vom Ich zum Wir finden… Das ist so abgedroschen, das haben schon so viele gesagt. Aber die wenigsten verstehen, dass das nicht einfach nur ein netter Spruch ist – sondern dass es einem alles abverlangt, wenn man das durchzieht.«

»Wenn man es will, ist es gar nicht so schwer«, sagte ich. »Man will nur nicht immer.«

»Und du?«, fragte Hanna, auch wenn sie meine Antwort bereits kannte. »Willst du das? *Machst du das?* Macht ihr das, zu hundert Prozent, immer und zu jeder Zeit?«

»Noch nicht.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber wir werden es schaffen.«

»Wir werden also den Beweis antreten? Den Beweis, dass es möglich ist.« Sie zögerte. »Bitte, ich muss das wissen.«

»Ja, werden wir«, sagte ich. »Das Ergebnis wird Beweis genug sein.«

Hanna atmete durch. »Und wenn es niemanden interessiert?«

Ich spürte, wie sie die Luft anhielt. Ich grinste und gleichzeitig war es mir bitterernst, als ich mit den Schultern zuckte. »Es interessiert uns. Alles andere ist egal.«

Hanna nickte langsam und entspannte sich. Im schwachen Gegenlicht konnte ich nur ihre Silhouette sehen, aber sie wirkte zufrieden.

Ich bin *Michael-Johannes Hahn*. Seit ich denken kann, fühle ich mich im PAN-Projekt daheim – unter Menschen, die sich als Gemeinschaft organisiseren und versorgen, die gemeinsam wohnen, arbeiten, essen, lernen, feiern, einander fordern und unterstützen.

Zusammen mit meinen besten Freunden habe ich mich dazu entschieden, diese Lebenshaltung ganz aufzugreifen und fortzusetzen. Wir wollen uns selbst beweisen, dass es möglich ist, ein wirklich *menschenwürdiges* Leben zu leben: Ein Leben, das schlüssig ist und Sinn macht, das vor Begeisterung vibriert und das uns in jedem Moment dazu herausfordert, uns Neues zu erschließen, Verantwortung zu übernehmen und über unsere eigenen Vorstellungen hinauszuwachsen.

Jetzt suchen wir junge Menschen, die wie Hanna in der Geschichte den Sprung in ein neues Leben wagen. Wir träumen nämlich nicht von Utopien – sondern erwecken einen echten Ort zum Leben, an dem das Menschsein wirklich Zukunft hat!

Mehr dazu auf unserer Website:
www.wirlebeningemeinschaft.at

AUS DER KRAFT DER GEMEINSCHAFT

NACHWORT

Der Regenwald in Amazonien stößt bereits mehr CO_2 aus, als er speichert. Der Golfstrom wird vermutlich versiegen. Klimawandel und Artensterben sind nicht mehr zu stoppen, nur noch zu bremsen. Und als wäre das nicht schlimm genug, sind Manipulation, Falschnachrichten und Greenwashing *(Anm.: Etwas als ökologisch darzustellen, obwohl es das im Kern nicht ist)* so populär, dass die Wahrheit kaum von der Lüge zu unterscheiden ist. Tag für Tag sind wir mit neuen Schreckensmeldungen konfrontiert und viele verantwortungsbewusste Menschen sind von Trauer, Wut oder Resignation erfüllt. Ist ein Umdenken überhaupt machbar?

Ja! Aber es ist wichtig – unglaublich wichtig – dass wir gemeinsame Sache machen. Dass wir es persönlich nehmen und einen Schritt weiter gehen: Von Einzelkämpfern, die sich selbst beweisen wollen, hin zu Gemeinschaftsmenschen, die selbstbewusst den ehrlichen Spiegel anderer einfordern.

Wir können mitten in den Ruinen alter Denkmuster eine neue Lebensart kreieren! Nicht, indem wir uns aufopfern und kämpfen, bis wir ausgebrannt sind, sondern indem wir ein neues Miteinander entwickeln, das auf unsere Begeisterung aufbaut, zur besten Version von uns selbst werden wollen. Dieses Miteinander mag am Anfang noch etwas stottern. Es wird sich immerzu in Entwicklung befinden und niemals perfekt sein. Aber das macht nichts! Es wird Schwung aufnehmen, bis es nicht mehr zu stoppen sein wird!

Ich will in einer Gesellschaft leben, in der wir zueinander echt sind! Ich will unter Menschen sein, die sich den Folgen ihres Handelns immer stellen, die Verantwortung übernehmen und die allen Lebewesen mit Respekt begegnen. Ich will, dass tiefe Freundschaften und unser Verbunden-Sein mit der Schöpfung das Fundament bilden, auf dem wir gemeinsam Mensch sind.
Das alles will ich unbedingt! Du auch?

Einfach Mensch sein

24 Geschichten über den Meister und seine Schüler

Menschsein ist einfach, aber nicht leicht!

In Anbetracht der gewaltigen Bergkulisse wirkt der Hof auf dem Hügel recht unscheinbar, doch es ist weithin bekannt, dass man sich an diesem Ort große Weisheit zu eigen machen kann. Denn hier befassen sich der Meister und seine Schüler mit den spannenden Fragen des Menschseins – und stoßen dabei auf so manche überraschende Erkenntnis.

Vierundzwanzig kurze Geschichten zum Nachdenken, Innehalten und Schmunzeln.

120 Seiten, Erstauflage 2020

ISBN Taschenbuch: 978-3-347-19251-5
ISBN Hardcover: 978-3-347-19252-2
ISBN Ebook: 978-3-347-14693-8